

Frankfurter Allgemeine

Magazin

JULI 2017



**YUSRA MARDINI
SCHWIMMT
IMMER WEITER**

**MEXIKANER
MUSS MAN
EINFACH LIEBEN**

**MALLORCA
MACHT MAL
HALBLANG**

**MARK
FORSTER**

CHANEL

www.chanel.com CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 24 35 (3,9 Ct/Min, aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min, aus Mobilfunknetzen).



Van Perin
DIAMONDS BY THE YARD®



CHRISTY TURLINGTON BURNS
SOME STYLE IS LEGENDARY

TIFFANY & Co.

NEW YORK SINCE 1837

SEE ICH RICHTIG

Ich fahre, wenn Sie dieses Heft in der Hand halten, gerade mit Kind und Kegel zum Hafen von Neßmersiel, um nach Baltrum überzusetzen. Oder ich bin, am Samstagnachmittag, schon auf der Insel und lese im Strandkorb die Zeitung. Oder es ist Abend, und es regnet, und wir sitzen im „Sippers' Inn“, und Tüte erzählt von Neuigkeiten aus dem Dorf, denn mehr als ein Dorf ist die kleinste ostfriesische Insel eigentlich nicht. Und ja, der Restaurantbesitzer heißt Tüte, weil hier alle ziemlich locker drauf sind. Es ist ein anderes, altes Deutschland, das man hier erlebt, nur ein paar Kilometer vom Festland entfernt. Es gibt sogar noch gelbe Telefonzellen. Und doch ist es, siehe Tüte, ziemlich cool. Die Botschaft: Man muss nicht nach Sylt fahren, um in Deutschland glücklich zu werden. Und man muss nicht Hollywood auf den Titel eines Magazins heben, um die Leser für sich einzunehmen. Schauen Sie sich den Mark Forster nur noch einmal an, wie verträumt er zur Seite schaut, das kann nicht jeder. „Und die Chöre singen für dich: oh, oh, oh, oh, oh, o-ho“ – das Lied des Sängers schmetterten Grundschulkinder wirklich in der Pause. Wie dieser Mark Cwiertnia in wenigen Jahren als Mark Forster zum deutschen Popstar wurde, das fasziniert mich, auch wenn mir einige Songs zu schmusig sind. So oder so: Wir haben in diesem Heft viele Geschichten davon zu erzählen, was unter den Bedingungen spätrömischer Dekadenz und spätkapitalistischer Ermüdung möglich ist in diesem Land. Das beginnt mit Jeanne de Kroon, die aus New York nach Berlin gekommen ist, um eine Modemarke aufzubauen. Es geht weiter mit Shermin Shahrivar, die in unserer Fotostrecke in einer neuen Rolle erscheint. Und es hört nicht auf mit Axel Heinz, der eines der besten italienischen Weingüter leitet. Sondern geht noch weiter mit Jennifer Sieglar, die uns die Welt erklärt. Zu schweigen von den letzten Hummerfischern auf Helgoland, die ich mit Fernglas und Glück vielleicht sogar von Baltrum aus entdecken könnte. Nicht dass wir provinziell wären, wir schweifen auch ab nach Mexiko, Mallorca, Italien. Und was Deutschland alles zu bieten hat, das sehen wir durch fremde Augen: zum Beispiel durch die Mardini-Schwester, die sich ihr Glück erarbeiten, oder die Flüchtlinge, die im Flirtkurs einen Crashkurs in Landeskunde absolvieren. Ach, was rede ich hier schon wieder, bin doch fast schon im Urlaub. Lesen Sie einfach los! *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Peter Badenhop, Leonie Feuerbach, Timo Frasch,
Andrea Freund, David Klauert, Frank Pergande,
Hans-Christian Rößler, Julia Schaaf, Boris Schmidt,
Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Quynh Tran,
Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Bettina Wohlfarth

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeinen Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(gugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

NOMOS GLASHÜTTE neomatik



Schöner baden gehen, jeden Tag: mit der neuen NOMOS-Serie Aqua. Uhren für das ganze bewegte Leben – elegant genug für die Oper, doch mit der Lizenz zum Tauchen. Ahoi neomatik signalblau und weitere Aqua-Modelle mit extraflachem Automatikkaliber gibt es im besten Fachhandel. nomos-glashuette.com, nomos-store.com



JOHN VON DÜFFEL gilt als der „waterholic“ unter den Schriftstellern. Schwimmen und Schreiben sind für den leidenschaftlichen Langstreckenschwimmer verwandte Tätigkeiten – das Eintauchen in eine andere Welt, die Reise, die man zurücklegt, die überraschenden Selbstbegegnungen und Erfahrungen unterwegs (Seite 18). Das Wasser ist für ihn daher nicht nur sportliche Herausforderung – sondern auch poetisches Element.



ANDREA FREUND (rechts) war für ihre Reportage über die letzten Hummerfischer (Seite 38) zum ersten Mal auf Helgoland, obwohl die freie Journalistin in Hamburg lebt. Ihren ersten Hummer aß sie aber nicht bei der Recherche mit der auf der Insel lebenden Fotografin **LILO TADDAY**, sondern vor Jahren auf Sansibar. Dort war er fangfrisch zu kaufen. Leider wurde er dann verkocht – und schmeckte gummiartig.

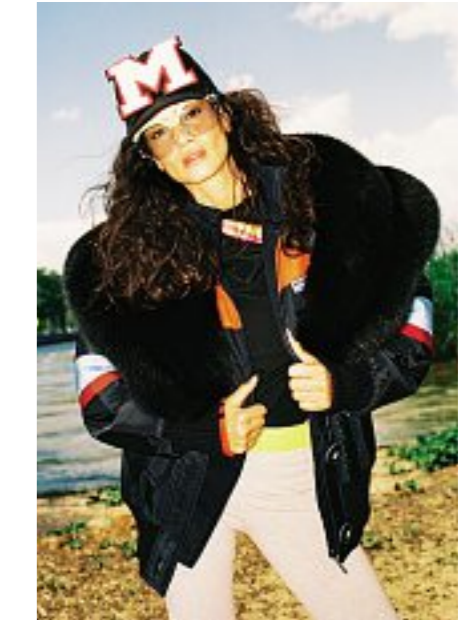


FRANK PERGANDE berichtet seit 2003 für diese Zeitung aus Mecklenburg-Vorpommern. Das Staatliche Museum in Schwerin und die Gedenkstätte in Hohenzieritz für die dort gestorbene preußische Königin Luise gehören zu seinen Lieblingsorten. Dass er ausgerechnet in der Gemäldesammlung einer inspirierenden Amtsanwältin begegnen und in Hohenzieritz mit seinen 1,97 Metern zum Rekordhalter würde, überraschte ihn aber doch. Wie es dazu kam, steht auf den Seiten 13 und 36.

FOTOS: KATJA SONNENBERG, ALEXEY KISELEV, LILO TADDAY, FRANZISKA KAPUIS, HELMUT FRICKE

MITARBEITER

SHERMINE SHAHRIVAR ist fester Bestandteil des deutschen Boulevards. Das hat auch mit den Männern ihres Lebens zu tun, von Thomas Kretschmann bis Lapo Elkann. Aber Shermine, die in Teheran geboren wurde, im Alter von einem Jahr mit ihren Eltern nach Aachen kam und 2004 zur „Miss Deutschland“ gewählt wurde, ist auch wirklich Model von Beruf. Unsere Modestrecke vom Wannsee (Seite 20) ist dafür der Foto-Beweis. Die 34 Jahre alte Mutter einer Tochter verkörpert den Athleisure-Trend unterkühlt bis cool.



LEONIE FEUERBACH ist gebürtige Berlinerin und freut sich immer, wenn sie beruflich in die Heimat fahren kann – vor allem für einen Termin wie den Flirtkursus für Flüchtlinge (Seite 30). Für die Themen Flucht, Migration und Integration interessiert sich die Redakteurin aus dem FAZ.NET-Ressort Gesellschaft besonders. Die Teilnehmer des Kurses erlebte sie als zerrissen – wobei es den Schülerinnen in der Willkommensklasse offenbar leichter fiel als den Jungs, sich in Deutschland einzuleben.





BY APPOINTMENT TO THE ROYAL DANISH COURT

LINDBERG



Wasser marsch: Mit Produkten wie dem Surf-Spray von Bumble and bumble (Seite 57) lässt sich auch zu Hause die Urlaubswelle reiten.

Auch das noch: Auf der Herrenmodewoche in Florenz sieht man die Entwürfe für Frühjahr und Sommer 2018 – und einige Männer, die es nun wirklich übertreiben. (Seite 32)



ZUM TITEL
Der Sänger Mark Forster wurde am 13. Juni von Gregor Hohenberg in Berlin fotografiert.

- 10 KARL LAGERFELD
- 18 JOHN VON DÜFFEL
- 42 ADAM ONDRA
- 48 JUAN VILLORO
- 58 JENNIFER SIEGLAR

MODE Zazi Vintage, das ist die Entdeckung der Saison. Schöner geht es nicht in Berlin. *Seite 14*

POLITIK Mexiko mag ein zerrüttetes Land sein – lieben muss man es trotzdem. *Seite 44*

KIRCHE Nicht nur für Pilger lohnt in Santiago de Compostela jeder Schritt. *Seite 50*

WEIN Axel Heinz führt als Deutscher das toskanische Top-Weingut Ornellaia. *Seite 51*

REISE Mallorca kann sich kaum retten vor Besuchern. Das nervt viele. *Seite 52*

AUTO Der Rallye-Star Christian Geistdörfer trifft auch im Oldtimer den rechten Ton. *Seite 56*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 12. August bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Freistil: Yusra Mardini (Seite 16) ist auf ihrer Flucht aus Syrien um ihr Leben geschwommen. Jetzt startet sie bei der WM in Budapest.



In die Zange genommen: Auf Helgoland gibt es nur noch eine Handvoll Hummerfischer (Seite 38). Wir waren mit einem von ihnen auf See.



KARL LAGERFELD SIEHT BRITANNIEN IN NOT

Über die Irrungen und Wirrungen der britischen Politik kann man nur noch lachen. Karl Lagerfeld schließt sich an und zeichnet Premierministerin Theresa May in schwieriger bis verzweifelter Lage. Er nennt die Zeichnung, die er kurz vor Beginn der Couture-Woche in Paris fertigstellte, zu der er seine Kollektionen für Chanel und Fendi präsentierte, „meinen Beitrag zum Brexit und dem dummen Referendum der Miss May“. Lagerfeld, ein Kenner der Historie, ein Freund der guten Staatskunst, ein Anhänger

des neuen französischen Präsidenten Emmanuel Macron und ein echter Europäer, der gleich mehrere Sprachen fließend beherrscht, kann sich den Zustand der britischen Politik nicht so recht erklären. „Das Referendum von David Cameron hätte doch genügen sollen“, sagt der Modeschöpfer. Es genügt offenbar nicht, und dafür hat Lagerfeld eigentlich nur eine Erklärung: „Diese Leute werden größenwahnsinnig und halten sich für unfehlbar.“ Da scheint keine Rettung in Sicht zu sein. (kai.)

Sorgt für Schulterblicke. Bei Fußgängern.



Der neue Arteon.

Der Arteon ist eine ganz neue Form von Volkswagen. Mit einem Design, das sofort die Blicke auf sich zieht. Und sollten Sie beim Abbiegen mal etwas übersehen, kann Ihnen sein optionaler Spurwechselassistent „Side Assist“ behilflich sein.

Wir bringen die Zukunft in Serie.

Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.



Volkswagen

PRÊT-À-PARLER



CLUTCHT NICHT AN DEN NÄCHSTEN RUCKSACK

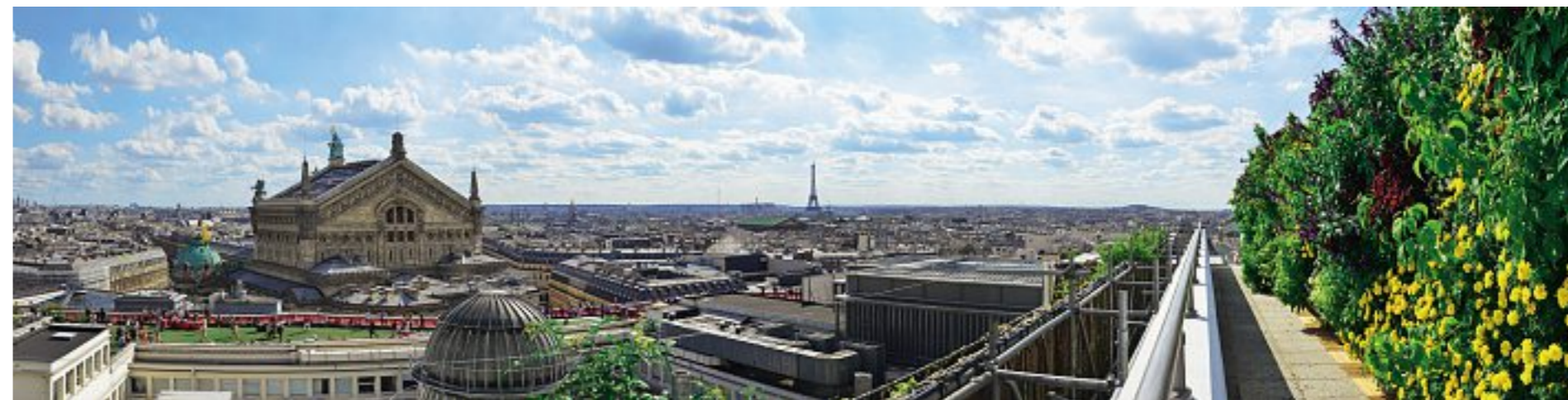
Wer einen ganzen Tag lang mit etlichen anderen Menschen Freizeit genießen konnte und wie alle anderen dasselbe Ziel hatte, zum Beispiel die Spitze des Eiffelturms, einen Wahnsinns-Wasserfall oder, ja, den Frankfurter Römer, der wird am Ende des Tages nicht mehr ganz so gut Freund sein mit dem Rucksack. Schon klar, der Rucksack ist eine tolle Erfindung, etwa für Kinder, die auf gar keinen Fall Haltungsschäden bekommen sollen, oder wenn man als junger Mensch wochenlang nur allein mit ihm unterwegs ist. Nicht umsonst heißt es *backpacking*.

Abgesehen davon aber ist das Teil überschätzt. Etwa für Sightseeing-Trips. Wenn Menschen irgendwohin wollen oder müssen, tragen sie mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Rucksack auf dem Rücken, der vollgepackt ist mit allem, was sie für einen einzigen Tag nicht brauchen. Das ist der Rucksack, mit dem sie den Hintermann anrempeln und aus dem sie sich das Handy herausklausen lassen können. Denn auch Taschendiebe wissen: Griffbereit liegt es im Seitenfach.

Wenn viele Orte wie etwa Cinque Terre oder Venedig sommers unter den Touristenscharen leiden, dann sollten sie dort dringend große Rucksäcke verbieten. Oder das Stadtmarketing sollte die Tagesclutch bewerben. Sie ist schmal wie ein Umschlag und mit Leo-Mustern von Longchamp (1) versehen, mit Wellensittich-Print von Furla (5) oder aus verspiegeltem Silber-Leder von PB 0110 (3). Viel mehr als ein kleiner Stadtführer, das Smartphone und die Hotelschlüssel werden auch nicht hineinpassen, aber was genau braucht man auch noch für einen Tag an einem touristisch bestens erschlossenen Ort? Auch die große Geldbörse wird man in den Umschlägen von Dior (7) und Louis Vuitton (4) im Hotelsafe lassen müssen, aber das ist an Orten mit erhöhtem Taschendiebstrisiko eine super Kontrolle. In diese Taschen passt nur das Nötigste, also kann man auch nicht viel mehr verlieren.

Klar, die Clutches selbst sind nicht wertlos, oft waren sie sogar teurer als ein Riesen-Rucksack. Also immer gut im Griff behalten. Oder fest unter den Arm klemmen. Das klappt auch mit den Stücken von Tod's (6) oder von Stiebig & Rieth (2) mit Krok-Prägung. Diese beiden Modelle wären auf einer Abendveranstaltung nicht deplaziert. Ebenso gut eignen sie sich aber für die Besichtigung der Uffizien in Florenz. Gerade weil in ihrem Inneren ein Riemen versteckt ist. Wenn einem alles zu viel wird, kann man die Clutch also zumindest gut über die Schulter hängen. (jwi.)

Fotos Wonge Bergmann



IN PARIS ZIEHT DIE LANDWIRTSCHAFT AUF DIE DÄCHER

Der Blick ist phantastisch. Von den Dächern der Galeries Lafayette (siehe Bild) oder des Kaufhauses Bazar de l'Hôtel de Ville (BHV) am Pariser Rathaus fällt er auf die schönsten Monumente der Stadt, die aus dem mineralischen Häusermeer und den rauschenden Straßenschneisen aufragen. Das Grün der Zukunft wächst hier nicht in neuen Parkanlagen, sondern auf bislang ungenutzten Dachflächen: als vertikaler und nährnder Garten Eden. Auf riesigen bepflanzten Membranwänden gedeihen Kräuter, Gemüse, Früchte und rankender Hopfen. Bienen, Käfer und schillernde Libellen tummeln sich um Taglilien oder türkische Nelken. Hier oben schmecken die Himbeeren so gut wie zu Großmutterns Zeiten, Rosmarin duftet wie in der Provence, und das sanfte Glucksen des Wassers gibt in der Sommerhitze das Gefühl eines frischen Zen-Gartens.

Oben auf dem Dach lässt sich alles anbauen, was unten gegessen wird, wobei das Gebäude in einem ganzheitlichen

Zyklus jeweils mit seinem Grau- oder Regenwasser und seiner Komposterzeugung zum Wachstum der Pflanzen beiträgt. „Sous les Fraises“ (Unter den Erdbeeren) heißt das von dem Biologen Yohan Hubert gegründete Start-up, das ein Konzept des vertikalen Gemüse- und Früchteanbaus für städtische Dächer und Wände entwickelt hat. Seit einem Jahr gedeihen die ersten Gärten auf Pariser Dächern, auf dem Gebäude des Senders CNN France und des Immobilienunternehmens Nexity. An Stahlgerüsten werden gut zwei Meter hohe Membranwände aus Schafwolle und Hanf aufgespannt und von einem integrierten Bewässerungs- und Düngesystem versorgt. An diesen filzartigen Wänden können in Taschen alle kleinen und mittelgroßen Pflanzen gedeihen. Nach dem Prinzip der Permakultur entsteht ein dauerhafter Kreislauf. Zum Beispiel nähren die Küchenabfälle des Restaurants in den Galeries Lafayette den Nutzgarten auf dem Dach. Die Pflanzen

werden durchmischt angebaut, sodass sie sich gegenseitig stärken und vor Schädlingen schützen. Der platz- und ressourcensparende Anbau zieht Insekten und Vögel an und begründet ein funktionierendes Ökosystem ohne Pestizide. So bieten die 22.000 Pflanzen auf dem Dach des BHV einen neuen Lebensraum für Bienen, die nun Honig produzieren. Die Erträge von 1000 Quadratmetern haben im vergangenen Jahr durchschnittlich 40.000 Euro eingebracht. In Paris interessieren sich vor allem Spitzenrestaurants für die frischen Produkte mit kurzem Transportweg. Claude Colliot kauft für sein Restaurant im Marais zwei Mal wöchentlich ein. Die Taglilie verfeinert die Speisekarte von Pascal Barbots Restaurant „Astrance“. Daniel Baratier produziert Öl aus der Tagetes, der türkischen Nelke. „Sous les Fraises“ hat in Frankreich schon 10.000 Quadratmeter vertikaler Nutzgärten installiert. Jetzt wollen sie auch im Ausland wachsen. Bettina Wohlfarth

DAS SELTSAMSTE GÄSTEBUCH DER GESCHICHTE

Georg machte den Anfang. Am 16. November 1795 wurde der künftige Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Lieblingsbruder der preussischen Königin Luise, von seinem Vater, Herzog Karl, im mecklenburgischen Schloss von Hohenzieritz an eine Tür gestellt, um seine Körpergröße zu messen. Es war die Tür zwischen Garten und Gartensaal, genauer gesagt: die Türlaibung. Damals war Georg 16 Jahre alt und 1,71 Meter groß. Sechs Jahre später wurde er abermals gemessen: 1,80 Meter. Ohne dass er es hätte ahnen können, begründete er damit eine Tradition.

Fortan wurde die Gartentür nämlich eines der seltsamsten Gästebücher, die es je gegeben hat. Bis 1918 trugen sich dort etwa 80 Personen ein, alle aus dem europäischen Hochadel. Denn das kleine und unbedeutende Herzogtum Mecklenburg-Strelitz war durch Heirat mit dem englischen Königshaus verbunden wie auch mit dem preussischen. So waren die englische Königin Charlotte und die preussische Luise von Geburt Prinzessinnen aus dem Hause Strelitz. Die Sache mit der Tür fand später besondere Aufmerksamkeit, als im Schloss Hohenzieritz Luise gestorben war, am 19. Juli 1810. Eigentlich hatte sie nur ihre Sommerferien bei ihrem Vater verbringen wollen, doch lauerte schon die tödliche Krankheit. Seitdem erwarteten die Strelitzer Herzöge von ihren hohen Gästen, dass sie auch nach Hohenzieritz kamen. Luise in ihrem Sterbezimmer die Ehre erwiesen und sich in das hölzerne Gästebuch am Gartensaal eintrugen.

Die Türlaibungen haben sich wie durch ein Wunder erhalten. Die letzten Eintragungen stammen allerdings von russischen Soldaten von 1945. Die Schlossrichtung ging in den Wirren der Nachkriegszeit fast vollständig verloren. Immerhin wurde nach 1990 das Sterbezimmer wieder zu einer kleinen Gedenkstätte, heute verwaltet von der Schlösserverwaltung des Landes Mecklenburg-Vorpommern. Die drei Räume sind gerade neu gestaltet worden. Und nun spielen auch die Türen eine wichtige Rolle. 1910, ein Jahrhundert nach dem Tod der Königin, hatte man schon einmal herauszufinden versucht, wer an der Tür verewigt ist. Diese Liste überarbeitete der in Mecklenburg lebende Historiker Sebastian Joost zusammen mit Friederike Drinkuth und Jörg Meiner von der Schweriner Schlösserverwaltung. Jetzt lassen sich alle Biografien per Medienstation in der Gedenkstätte nachlesen. Da kann man sich stundenlang in zum Teil seltsame Schicksale vertiefen. Karl zu Mecklenburg zum Beispiel musste sich

gleich dreimal an die Tür stellen, 1800, 1801 und 1808. Er war eigentlich ein preussischer General, hatte aber Schauspielertalant, arrangierte höfische Festschiffe in Berlin und Neustrelitz, trat selbst dort auf und schrieb Stücke. Oder Mary von Cambridge, die für ihr Leben gern aß, entsprechend übergewichtig war, aber als leutselig galt, begab mit *common touch*. Oder Friedrich Wilhelm, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der durch Aktiengeschäfte reich wurde. Oder Adolf Friedrich VI., der seltsame letzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der sich im Februar 1918 aus bis heute ungeklärten Gründen das Leben nahm. Luise selbst hat sich nicht an die Tür gestellt, wohl aber ihr Gatte Friedrich Wilhelm III., 1,85 Meter groß.

Überhaupt die Größen. Den Rekord hält August von Württemberg mit 1,92 Metern. Friedrich III., der 99-Tage-Kaiser, war 1,90 Meter groß, Wilhelm II., der letzte Kaiser, 1,85 Meter. Seit Wiedereröffnung der Gedenkstätte wurden sogar noch neue Namen entdeckt: Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen (die Damen hatten unter dem Namen des Mannes zu firmieren) waren 1918 da, um Luise zu ehren. Die heutigen Besucher wandelt natürlich die Lust an, sich in der Gedenkstätte auf ähnliche Weise verewigen zu wollen. Die Schlösserverwaltung hat es vorausgesehen. Deshalb gibt es eine dritte Tafel, an der sich jeder selbst messen kann. Mit einem goldenen Stift darf man seine Größe markieren, seinen Namen und das Datum seines Besuchs notieren. Frank Pergande



In Schloss Hohenzieritz, wo Preußenkönigin Luise (1776-1810) starb, stehen die »Hohenzieritzer Autographentafeln«. Auf den hölzernen Türteilen des Gartensaaus verewigten sich viele Adlige, unter ihnen ihr Mann, Friedrich Wilhelm III. Nach der Neugestaltung ist die Gedenkstätte nun wieder geöffnet.



BARACK OBAMA GEWINNT DIE WAHL

Würde es ein Mann werden oder eine Frau? Diane Kruger oder Barack Obama? Elyas M'Barek oder Lena Meyer-Landrut? Jessica Joffe oder will.i.am? Aus Anlass der 50. Ausgabe des „Frankfurter Allgemeinen Magazins“ hatten wir im Juni auf FAZ.NET darum gebeten, das beste Cover aus viereinhalb Jahren auszuwählen. An dem 48-Stunden-Voting beteiligten sich 846 Leser. Und 36 Prozent von ihnen votierten für Barack Obama, der im Oktober 2016 auf unserem Titel zu sehen war, kurz bevor Donald Trump zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Das Foto vom 23. Februar 2016, das erstmals bei uns veröffentlicht wurde, stammt von Pete Souza, dem damaligen „Chief Official White House Photographer“. Der Präsident sitzt auf dem „Resolute Desk“ im Oval Office und schaut in Gedanken nach unten, vor einer Videokonferenz mit Angela Merkel, David Cameron und François Hollande. Das Foto lässt viele Deutungen zu: Denkt er nur nach? Hat er keine Lust mehr? Freut er sich über die geputzten Schuhe? Das Votum der Leser ist wohl auch als Kritik an seinem Nachfolger im Amt zu verstehen; da schwingt Nostalgie mit. Eine Frau immerhin kommt mit elf Prozent auf den zweiten Rang: Model und Autorin Jessica Joffe. Das Motiv vom Februar 2013 wurde von dem Fotografen Jork Weismann aufgenommen. Es entstand in Venice Beach, wo die Tochter des „Zeit“-Herausgebers Josef Joffe damals lebte. Mit sieben Prozent Leserzustimmung auf Platz drei gelangt Barbara Klemm, die wohl bedeutendste deutsche Fotografin, die mehr als 40 Jahre lang für diese Zeitung arbeitete. Im November 2013 hatte sie für uns eine Strecke mit Fotos von Menschen in der Öffentlichkeit zusammengestellt. Das Titelfoto hatte sie 1995 aufgenommen, aus Anlass der Feiern zum 50. Jahrestag des Kriegsendes. Wie für Pete Souza gilt auch für Barbara Klemm: Die Zeitgeschichte packt in Form journalistischer Fotos auch Magazinleser. (kai.)

„MEINE KLEIDER SOLLEN ETWAS VERÄNDERN“

Jeanne de Kron, Sie sind Designerin des jungen Berliner Labels Zazi Vintage und lassen alte Stoffe, die Sie zum Beispiel aus dem Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Usbekistan beziehen, zu neuen Kleidern nähen, zusammen mit Hilfsorganisationen, die sich in Indien für die Rechte von Frauen einsetzen. Die Idee scheint gut anzukommen. Die meisten Ihrer Kleider, die Sie von Berlin aus vertreiben, sind auf Ihrer Website schon ausverkauft.

Ja, ich war darauf auch nicht vorbereitet. Die Nichtregierungsorganisation in Indien, mit der ich zusammenarbeite, ist winzig. Die Frauen kommen mit der Produktion der Kleider gerade gar nicht hinterher. Das liegt aber auch daran, dass sie nur zwei Kleider im Monat fertigen.

Zwei Kleider im Monat?

Unser Projekt ist dort nur eines von vielen. Die Hilfsorganisation bietet alle möglichen Workshops an: Frauenrechte, Menschenrechte, Kurse für die Hygiene während der Periode, fürs Stillen, den ökologisch korrekten Anbau von Gemüse und Gartenarbeit. Unser Kleider-Projekt ist nur ein Teil dessen, was ihnen ein geregelter Einkommen im Monat sichert.

Es ist jetzt oft die Rede von der Selbstermächtigung der Frauen, gerne auch unter dem englischen Begriff „women empowerment“. Hilft es, wenn privilegierte Frauen sich diesen Begriff auf die Fahne schreiben?

Darüber habe ich schon oft nachgedacht. Ich habe Philosophie und Ethik studiert, mit etlichen Seminaren zum Feminismus. Auf der einen Seite ist es gut, dass es dafür jetzt mehr Bewusstsein gibt. Jeder Schritt in eine positive Richtung ist richtig. Wenn große Modehäuser nun feministische Sprüche auf T-Shirts drucken, ist das positiv. Aber es ist eben auch die Art von Ermächtigung der Frauen im Westen. Auf der anderen Seite, wenn man sich die Mode-Industrie anschaut, die eine der größten der Welt ist, und 80 Prozent der Beschäftigten in Textilfabriken sind Frauen, dann kommt man schon ins Nachdenken, ob nicht die Ermächtigung der Frauen vielmehr dort ansetzen sollte. Bei Frauen, die 14 Stunden



Jeanne de Kron, Designerin von Zazi Vintage, kommt aus Holland, lebt in Berlin und lässt ihre Kleider von einer Organisation in Indien fertigen. Dort entstanden auch die Kollektionsfotos.

am Tag arbeiten, um ihre Kinder zu ernähren, mit einem Gehalt von zehn Euro im Monat. Da wäre es viel dringlicher, etwas für Frauen zu tun. Andererseits stehen große Modemarken dabei vor der Herausforderung, dass sie es kaum ihren Investoren erklären können, wenn sie fair produzieren und das T-Shirt zehn Cent mehr kostet.

Denken Sie, das Problem ist die mangelnde Akzeptanz der Investoren oder der Kunden?

Das System ist in sich gefestigt. Die 15 Jahre alte Jugendliche irgendwo in Deutschland wird sich kaum mit der 42 Jahre alten Textilarbeiterin in Bangladesch identifizieren können. Darum geht es zunächst: Ohne Identifikation kann es keine Empathie geben.

Wie sind Sie eigentlich von Philosophie und Ethik zur Mode gekommen?

Mode fand ich schon in der Schule toll. Mein Abball-Kleid habe ich mir damals aus einem Ikea-Vorhang geschneidert. Meine Mutter war früher Modejournalistin und hat mir immer von diesen glamourösen Zeiten erzählt, als Diana Vreeland noch dabei war. Nach der Schule wurde ich als Model entdeckt und bin für eine Weile nach New York gegangen. Das war schrecklich. Total traumatisch, ein Model-Apartment mit 20 Stockbetten, minderjährigen Russinnen ohne Arbeitslaubnis, die ganz andere Seite der Mode. Das kam mir alles sehr synthetisch vor. Ich habe mich da nicht mehr wie ich selbst gefühlt und bin nach Berlin gezogen.

Warum Berlin?

Ich hätte mir nicht vorstellen können, zurück in die Niederlande zu gehen, und Berlin schien mir richtig. Ein wichtiger Moment für mich: als ich eine junge Frau auf einer Reise nach Nordindien traf, die 40 Fabrikarbeiterinnen juristisch vertrat. Sie hat schlimme Geschichten erzählt, von Frauen, die bei der Arbeit Windeln tragen, weil sie nicht zur Toilette gehen dürfen, verschlossenen Gebäuden und Babys, die während der Arbeit neben ihnen liegen. Zum ersten Mal hat es da für mich Klick gemacht. So bin ich zum Studium an der Freien Universität gekommen. Und dann habe ich vergangenes Jahr mit sieben Kleidern angefangen und recht vielen Idealen.

In Ihren Lookbooks tragen vor allem indische Frauen Zazi Vintage. Aber die Kleider stehen auch Kaukasierinnen. Heike Makatsch hat eines in Cannes getragen.

Ich wollte das Lookbook unbedingt in Indien produzieren, in der NGO. Ich habe dann angefangen, auf Instagram Models zu casten, und eine junge Frau, die ich toll fand, hat mir glücklicherweise vertraut. Sie ist jetzt im Lookbook zu sehen. Die Bilder sollen auch die Geschichten der Kleider erzählen. Aber vor allem sollen sie Teil des Identifikationsprozesses sein, der so wichtig ist, damit sich etwas verändert.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.

KOMM IN MEINE HÜTTE

Der Streit entzündete sich an höchster Stelle – am Gipfel der Zugspitze. Am 19. September 1897 wurde dort das Münchner Haus eröffnet, ein Schutzhaus des Deutschen Alpenvereins, über dessen Bau sich die Sektion München zuvor heillos zerstritten hatte. Die große Frage war: Musste das sein? Gegner beklagten die Übervölkerung durch ein „Wirtshaus“ auf dem Gipfel, das eine „stumpfsinnige Menge“ unerfahrener Touristen anlocke. Befürworter entgegneten, dass nur eine einfache Unterkunft vorgesehen sei, dass die geplante Wetterstation die Wissenschaft voranbringe und die Hütte Besuchern ein intensives Gipfelerlebnis ermögliche, inklusive Sonnenuntergang. Am Ende wurde abgestimmt: 146 Mitglieder sagten Nein. 337 Ja.

Die Geschichte der Berghütten ist untrennbar verbunden mit der Geschichte der Erschließung der Alpen – und den Grenzen dieser Erschließung. Die Ausstellung „Hoch hinaus“ im Alpinen Museum in München zeichnet diese Geschichte nach. Begonnen hatte sie in den sechziger, siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. „Davor gab es kaum Infrastruktur für Bergsteiger“, sagt Friederike Kaiser, Leiterin des Alpinen Museums. Schon 1896 waren 300 Hütten erbaut, der Bergtourismus boomte. Doch je mehr Städte in die Alpen zogen, desto dringlicher stellte sich dort die Frage nach Luxus und Komfort. War anfangs die bloße Existenz einer Hütte Luxus genug, wuchsen schnell die Ansprüche – und nicht immer deckten sich kulinarische und hygienische Vorstellungen städtischer Besucher mit denen der Hüttenwirte. So entstanden bald komfortablere Häuser wie die Berliner Hütte in den Zillertaler Alpen, in der 1898 ein mehr als vier Meter hoher, reich geschmückter Speisesaal errichtet wurde, der „Damensalon“.

1923 wurde es dem Alpenverein zu bunt – und er versuchte, dem Massenandrang mittels Komfortverzicht Herr zu werden. Künftig galt: keine Reklame für Hütten, Wolldecken statt Federbetten, einfachste Mahlzeiten, Hüttenruhe um 22 Uhr. Grammophone waren zu entfernen. Vieles davon wirkt bis heute nach. Mancherorts glaubt man, sogar die Wolldecken seien noch dieselben.

Neue Berghütten entstehen inzwischen nur noch als Ersatzbauten, ohne zusätzliche Schlafplätze. „Der Deutsche Alpenverein hat sich selbst ein Erschließungsverbot auferlegt“, sagt Friederike Kaiser – aus Naturschutzgründen. Das Hütten- und Wegenetz gilt als abgeschlossen. Heute geht es darum, die Berge zu bewahren, wie sie sind, auch durch einen umweltgerechten Betrieb der Hütten, mit Kläranlagen, Blockheizkraftwerken, Wind- und Sonnenenergie. Die Beschränkung führt dazu, dass es an beliebten Hütten-Standorten im Hochsommer eng werden kann. Aber: „Gäbe es noch mehr Betten, würden auch noch mehr Leute kommen“, sagt Kaiser. Wer Straßen sät, wird Verkehr ernten, auch in den Bergen. Das ist ebenfalls auf der Zugspitze zu sehen: Heute drängen sich dort auf dem Gipfel bis zu 4000 Besucher am Tag. (ml.)

Die Ausstellung „Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen“ im Alpinen Museum in München läuft bis 8. April 2018. Der zweibändige Katalog ist im Böhlaus-Verlag erschienen und kostet 49,90 Euro.



Olperer Hütte im Zillertal, um 1885



Vor der Kieler Wetterhütte in der Verwall-Gruppe, um 1960



Skifahrer vor der Siegerlandhütte, 1938



In der Amberger Hütte, um 1910



Brandenburger Haus im Ötztal, 2015



Waltenberger Haus in den Allgäuer Alpen, 2016

PRÊT-À-PARLER

DIESES WASSER KANN - UND SOLLTE - MAN ESSEN

Hitze verträgt der Mensch nicht gut. Temperaturen um die 35 Grad und mehr, wie sie in Deutschland in diesem Jahr schon mehrmals herrschten, belasten unseren Organismus und schädigen ihn sogar. Er funktioniert am besten, wenn die Körpertemperatur gleichbleibend bei 37 Grad liegt. Außentemperaturen von mehr als 38 Grad, bei denen unser Körper nicht mehr gegensteuern kann (zum Beispiel, indem er schwitzt), können sogar tödlich sein: Im Sommer 2003 kamen mindestens 70.000 Menschen durch eine Hitzewelle in Europa ums Leben. Darum gibt der Deutsche Wetterdienst schon bei einer gefühlten Temperatur von 32 Grad eine Hitzewarnung heraus. Wasser ist dann lebensnotwendig. Wer zu viel schwitzt und damit dehydriert, bekommt Kreislaufprobleme. Der schwächer werdende Blutdruck führt zu Durchblutungsstörungen des Gehirns, was einen Kollaps zur Folge haben kann. Mindestens zwei bis drei Liter Flüssigkeit sollte daher jeder von uns täglich zu sich nehmen. Denn der Körper besteht zu einem großen Teil aus Wasser – bei einem Säugling sind es um die 80 Prozent, bei alten Menschen höchstens noch 50, im Durchschnitt 70. Fehlen nur zwei Prozent Wasser im Körper, lassen unsere psychischen und physischen

Fähigkeiten schon merklich nach. Einen Teil seines Wasserreservoirs kann der Mensch auch mit fester Nahrung auffüllen. Selbst Geflügel, Wurst und Käse bestehen noch zu 50 bis 75 Prozent aus Wasser. Einige Lebensmittel aber erreichen Werte von weit mehr als 90 Prozent und sind zudem besonders gesund. Hier die zehn wasserreichsten Lebensmittel:

- 1. Salatgurke:** Sie ist einsame Spitze – mit einem Wassergehalt von 97 Prozent. Daneben enthält sie noch geringe Mengen an Kohlenhydraten sowie Eiweiße und Fette, dazu – besonders in der Schale – Vitamin B, C und E sowie Calcium, Zink, Eisen, Magnesium, Kalium und Phosphor. Gurken sind kalorienarm und helfen sogar äußerlich bei Sonnenbrand: Das Gemüse spendet der geröteten Haut Feuchtigkeit und kühlt gleichzeitig, wenn man die Gurke scheinbarweise auf die verbrannte Stelle legt.
- 2. Wassermelone:** Schon die alten Ägypter ließen sich das Obst an heißen Tagen schmecken. Ihren Namen hat sie, weil sie fast nur aus Wasser zu bestehen scheint, dabei kommt sie „nur“ auf 96 Prozent. Zudem punktet

sie mit viel Vitamin A und C, Eisen und auch ein wenig Natrium. Selbst die Kerne sind gesund: Sie enthalten Vitamine, ungesättigte Fettsäuren, Mineralstoffe, Fett und Eiweiß.

- 3. Salat:** Kopfsalat, Chinakohl, Eisbergsalat – sie haben einen Flüssigkeitsanteil von 95 Prozent. Salat ist – ohne Saucen! – kalorienarm, enthält allerlei Vitamine (vor allem der Gruppe C), Eisen und Folsäure, was Alterserkrankungen wie Arteriosklerose vorbeugt.
- 4. Tomate:** Sie hat viel Lycopin, das vor Krebs schützt, und ebenfalls knapp 95 Prozent Flüssigkeit.
- 5. Molke:** Also kein Obst oder Gemüse, sondern die Flüssigkeit, die bei der Käseherstellung übrigbleibt. Wie Molke, so enthält auch **Buttermilch**, Nebenprodukt bei der Butterherstellung, 94 Prozent Flüssigkeit.
- 6. Radieschen:** Von ihnen weiß man bis heute nicht, woher sie stammen. Sie enthalten Vitamin C, Selen, Folsäure, Phosphor und Eisen. Wassergehalt: 94 Prozent.
- 7. Rhabarber:** Viel Vitamin C, 93 Prozent.
- 8. Spargel:** Viele Ballaststoffe, 93 Prozent.
- 9. Zucchini:** Kalium, Magnesium, Eisen, 93 Prozent.
- 10. Feldsalat:** Sehr viel Vitamin C, 93 Prozent. (pps.)



FREI GESCHWOMMEN

Yusra Mardini und ihre Schwester Sara sind nach ihrer Flucht über das Mittelmeer zu Idolen geworden.

Von Quynh Tran

Das wäre schon ziemlich absurd gewesen, wenn wir ertrunken wären. Schließlich sind wir Schwimmerinnen“, sagt Yusra Mardini über ihre Flucht aus Syrien. Sie sitzt mit ihrer Schwester Sara in der Gaststätte ihres Schwimmvereins im Berliner Olympiapark. Es ist eine seltene Zusammenkunft, denn während die Schwimmbecken hier Yusras Lebensmittelpunkt geworden sind, hat es Sara als freiwillige Helferin zurück nach Griechenland gezogen.

Und es ist ein ironisches Bild, dass ausgerechnet hier, wo sich das „Dritte Reich“ bei den Olympischen Spielen 1936 vor den Augen der Welt inszenierte, 80 Jahre später eine der stärksten Geschichten der Flüchtlingskrise in die Welt hinausgetragen wurde – als Yusra Mardini als Mitglied des ersten Refugee Olympic Teams für die Spiele in Rio de Janeiro 2016 bekannt wurde.

Sportlerinnen waren Yusra und Sara schon in Damaskus. Die Töchter eines Schwimmlehrers und einer Physiotherapeutin wurden als Kleinkinder ins kalte Wasser geworfen und schwammen seit ihrer Kindheit für das syrische Nationalteam. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs ging das Leben der Mädchen, die behütet aufgewachsen waren, zunächst normal weiter. Noch im Jahr 2012 vertrat Yusra Mardini Syrien bei den Kurzbahn-Weltmeisterschaften in Istanbul und stellte einen Landesrekord über 400 Meter Freistil auf.

Im gleichen Jahr begannen die Luftangriffe auf Damaskus. Bomben rissen Löcher in das Dach ihrer Trainingsanlage, ihr Haus wurde zerstört. Die Mädchen konnten nicht mehr geregelt in die Schule, nicht mehr an die Uni, nicht mehr zum Training. Als die ersten Bekannten ums Leben kamen, entschlossen sich Yusra und Sara, gerade 17 und 19 Jahre alt, mit zwei männlichen Verwandten im Sommer 2015 zu fliehen. „Wir mussten einfach gehen, weil wir nichts mehr hatten“, sagt Yusra Mardini.

Im Flugzeug ging es zunächst über den Libanon in die Türkei. Dort nahmen sie Kontakt zu Schleppern auf, die sie an die griechische Küste bringen sollten. Mit einer Gruppe von 20 Flüchtlingen, unter ihnen ein Kind und nur eine weitere Frau, bestiegen sie ein Schlauchboot, das eigentlich für sieben Personen gedacht war. Die Überfahrt sollte 45 Minuten dauern, aber nach 15 Minuten fiel der Motor aus, das Boot nahm Wasser auf.

Yusra, Sara und zwei Männer, von denen nur einer schwimmen konnte, sprangen ins Wasser. Sie zogen das Boot und schnitten aus dem Wasser Grimassen, um das verängstigte Kind aufzumuntern. Die Männer wechselten sich ab, Yusra und Sara hielten durch. Nach dreieinhalb Stunden erreichten sie Lesbos und nach fast einem Monat über die Balkanroute Deutschland.

Die Ankunft in Berlin war nicht gerade paradiesisch. „Die Leute, die es geschafft haben, haben immer so positiv über Deutschland gesprochen“, sagt Sara. „Aber es gab nicht mal Sonne. Und ich habe einfach alles vermisst, meine Eltern, meine kleinere Schwester, das Essen. Man hat uns gefragt, ob wir wirklich Flüchtlinge sind, weil wir Turnschuhe und Telefone hatten. Als seien alle Flüchtlinge Bettelarm! Wir sind vor einem Krieg geflohen. Wir

brauchen eine Zukunft, nicht euer Geld! Wenn man uns lässt, dann finden wir schon unseren eigenen Weg.“

Wochenlang standen die Mädchen tagsüber vor dem Landesamt für Gesundheit und Soziales Schlange, nachts schliefen sie auf dem Boden der Flüchtlingsunterkunft. Dort erzählte ein Übersetzer ihnen von einem Schwimmverein. Als Yusra und Sara bei den Wasserfreunden Spandau 04 Probe schwammen, sah Trainer Sven Spannekrebs auf Antrieb, dass die beiden professionell trainiert hatten. Sara hatte sich in Syrien eine Schulterverletzung zugezogen, die sich durch die Flucht verschlimmert hatte und ihre Leistung beeinträchtigte. Aber in Yusra erkannte Spannekrebs das Potential für den Wettkampfsport. Er fing an, sie mit Blick auf die Olympischen Spiele 2020 in Tokio zu trainieren. Außerhalb der Sportanlage wurde er eine Art Ziehbruder – er half den Schwestern mit den Papieren, mit der Wohnungssuche, mit der Familienzusammenführung der Eltern und der jüngeren Schwester.

Doch dann kam auf einmal alles anders. Das Internationale Olympische Komitee kündigte an, zum ersten Mal in seiner Geschichte ein staatenloses Team aus Flüchtlingen bei den Spielen antreten zu lassen. Spannekrebs schrieb den Verantwortlichen. Yusra wurde nominiert, und die Geschichte vom Mädchen, das erst um ihr Leben und dann in Rio schwimmt, ging um die Welt. Gerade mal ein Jahr, nachdem sie durch das Mittelmeer nach Europa geschwommen war, nahm sie 2016 an den Olympischen Spielen in Rio teil. Sie war weit weg von den Besten. Aber es war schon beachtlich, dass sie nur einige Monate, nachdem sie das Training wieder aufgenommen hatte, überhaupt dabei war. „Nachdem wir Syrien verlassen hatten, dachten wir: Wie sollen wir bloß eine Zukunft aufbauen, wie sollen wir die Sprache lernen? Und wie aus dem Nichts kam diese Chance“, sagt Yusra.

Kaum zwei Jahre nach ihrer Flucht, mit gerade mal 19 Jahren, war sie zu einem internationalen Gesicht der Flüchtlingskrise geworden. Sie traf den damaligen amerikanischen Präsidenten Barack Obama, Papst Franziskus, Facebook-Geschäftsführerin Sheryl Sandberg. Sie sprach vor den Vereinten Nationen und dem World Economic Forum in Davos, und sie wurde zur jüngsten Sonderbotschafterin des Flüchtlingshilfswerks UNHCR ernannt – die Rolle übernehmen sonst Hollywood-Stars.

Zugleich geht sie zur Schule, lernt deutsch und trainiert, um in wenigen Wochen, Ende Juli, bei den Schwimm-Weltmeisterschaften in Budapest anzutreten – dort, wo sie im September 2015 mit ihrer Schwester zehn Tage lang festsafs, als der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán die Grenzen schließen ließ. Und sie trainiert weiter für Olympia 2020 in Tokio.

Vor einigen Monaten hat die britische Firma Working Title Films, verantwortlich für Produktionen wie „Bridget Jones“ und „Billy Elliot“, die Rechte für einen Film über Yusra erstanden. Und ein Buch ist auch in Vorbereitung. Ob das alles nicht zu viel ist für eine Heranwachsende? „Es ist alles überwältigend“, sagt Yusra. „Aber ich bin auf einem sinkenden Boot vor einem Krieg geflohen und habe überlebt. Wenn ich das kann, dann kann ich alles schaffen.“



In ihrem Element: Yusra Mardini (oben und unten links) und ihre Schwester Sara schwammen schon in ihrer Kindheit für das syrische Nationalteam. Heute werden die beiden als Vorbilder geehrt – wie im November 2016, als sie den „Bambi“ erhielten.



PHOTOS GETTY, DPA

Sie hat nicht nur überlebt, sie hat sich innerhalb kürzester Zeit eine Karriere als Athletin und Aktivistin aufgebaut. Darin sieht sie vor allem eine Verantwortung. „Meine Geschichte zeigt, dass man es trotz aller Not schaffen kann. Deswegen will ich sie erzählen, um andere Flüchtlinge zu ermutigen, Würde einzufordern.“

Ihre Route, sagt sie, sei noch eine der leichtesten gewesen. Ihr sei nichts passiert, weil die Gruppe zusammengehalten und sich gegenseitig beschützt habe. Sie kennt auch Leute, von denen man monatelang nichts gehört hat, von denen man nicht weiß, ob sie überhaupt noch am Leben sind. Sie weiß, dass sie privilegiert ist.

Es sind Privilegien, die auch ihre Eltern, die mit der neunjährigen Schwester mittlerweile in Deutschland sind, nicht haben. „Es ist unglaublich schwer für sie. Sie haben ihre Heimat verloren, sie sprechen nicht mal Englisch, und jetzt müssen sie erst mal Deutsch lernen. Sie können gerade gar nichts machen, außer zu warten.“

Wenn man Yusra mit ihrer Schwester erlebt, wie sie streiten, sich necken, wie sie kichern und sich umarmen, dann kann man ihre Geschichte leicht vergessen. In ihrem Verhalten lässt sich nichts erahnen von den Schwierigkeiten auf ihrem Weg und von der Aufgabe, die sie sich nicht ausgesucht haben. Die Flucht hat nicht nur Yusras, sondern auch Saras Weg bestimmt.

Als die Geschichte der Schwestern bekannt wurde, schrieb Erik Gerhardtsson, ein Freiwilliger, der für die griechische Hilfsorganisation Emergency Response Center International (ERC) arbeitet, Sara über Facebook eine Nachricht. Die Flüchtlingskinder auf Lesbos sprächen von den Mädchen, die übers Meer geschwommen sind, wie von Idolen. „Ich komme“, antwortete Sara. Sie plante, am 18. August, dem Jahrestag ihrer eigenen Ankunft,

nach Lesbos zu reisen, aber genau zu dieser Zeit war sie mit Yusra bei den Olympischen Spielen. Gleich danach flog sie nach Lesbos. „Ich musste wahnsinnig weinen. Es war so seltsam, ein Jahr, nachdem ich mit dem Boot an die Küste geschwommen war, mit dem Flugzeug anzukommen. Und dann habe ich die Boote im Meer gesehen, nur von der anderen Seite, und es kam alles wieder hoch.“ Sara blieb als freiwillige Rettungsschwimmerin für das ERCI, um das Leben anderer Flüchtlinge zu retten.

Sie ist emotionaler als ihre Schwester, aber als Rettungsschwimmerin musste sie lernen, ihre Gefühle zu kontrollieren. „Auf Lesbos zu sein ist wirklich schwer, das Wasser ist eine ständige Erinnerung an die Nacht, in der wir über das Meer geschwommen sind. Aber mein Teamleiter und meine Freunde bei ERCI haben mir beigebracht, wachsam zu sein und immer Ausschau nach dem nächsten Boot zu halten.“ Nach vorne schauen, in die Zukunft, das ist Saras Credo geworden.

Sie hilft nicht nur, wenn Boote in Seenot geraten. In den Camps spricht sie auch mit Kindern und Jugendlichen. Vor allem für die Mädchen sind sie und ihre Schwester Vorbilder. „Einer der Gründe, warum so wenig über weibliche Flüchtlinge gesprochen wird, ist, dass sie oft selbst einfach nicht sprechen“, sagt Yusra. „In Syrien sind es oft die Brüder und Väter, die für sie sprechen.“

Sara erklärt es so: „Im Mittleren Osten steht der Mann im Vordergrund. Manchmal wissen Frauen gar nicht, dass sie eine eigene Stimme haben können. Auch das zeigen wir. Ich habe mich in Syrien oft eingeeignet gefühlt. Wenn ich in den Flüchtlingscamps bin, zeige ich den Kindern, dass ich zu ihnen gehöre, dass ich ein Flüchtling aus Syrien bin, und dass ich eine Frau bin, die arbeitet und redet. Das ist meine Art, Dinge zu ändern.“

Auch Sara unterstützt mittlerweile die Flüchtlingsarbeit der Vereinten Nationen. „Aber als ich von der letzten Reise in die Vereinigten Staaten nach Lesbos zurückkam, hat sich etwas verändert. Weil ich reisen kann und diese Freiheiten habe, denken viele Flüchtlinge, dass ich nicht mehr zu ihnen gehöre. Sie fragen mich, wer ich denn sei, ihnen etwas zu sagen. Das ist die Schattenseite der Bekanntheit.“

Yusra sagt, bei den Vereinten Nationen gehe es oft steif und realitätsfremd zu. „Die Camps verändern sich komplett, wenn die UN zu Besuch kommt. Aber genau das darf nicht passieren. Sie sollen doch sehen, wie es wirklich ist. Und sie sollen die Flüchtlinge einfach selbst sprechen lassen. Menschen interessieren sich nicht für Zahlen und Fakten, sondern für andere Menschen.“ Als UN-Sonderbotschafterin will sie das so handhaben, wenn sie bald Flüchtlingscamps besucht. „Das Camp Moria auf Lesbos ist das schlimmste Flüchtlingscamp in Griechenland“, sagt Sara. „Da dürfen wir Freiwillige nicht mal hin, weil es zu gefährlich ist, weil dort Menschen sterben. Das ist wie ein Dschungel. Aber als Angelina Jolie zu Besuch kam, haben sie es in ein Paradies verwandelt.“

Sara beginnt im September am Berliner Bard College mit einem Stipendium, Politik-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu studieren. Yusra trainiert weiter. Sie spricht mittlerweile etwas Deutsch, hat Freunde in der Schule und im Verein gefunden. Von Berlin hat sie bisher wenig gesehen, aber das soll sich in Zukunft ändern.

Mit den anderen Flüchtlingen aus dem Boot sind Yusra und Sara weiter in Kontakt. Sie sind den ganzen Weg von der Türkei nach Deutschland, manche bis nach Schweden, gemeinsam gegangen. Ihre Erlebnisse verbinden sie noch immer.



Wenn ich einen Schwimmer sehe, male ich einen Ertrinkenden.“ An diesen Satz von Jacques Prévert aus „Le Quai de brumes“ muss ich diesen Sommer oft denken. In Zeiten, in denen die Meere wieder Grenzen oder gar Festungsgräben bilden, hat er neben seiner ästhetisch-poetischen Bedeutung auch eine erschreckend konkrete. Selten zuvor war die Schönheit des Schwimmens so eng verbunden mit dem Gedanken an den Tod im Wasser und der Frage des Überlebens. In dem Maße, in dem die Migration über die Meere zugenommen hat (und die Berichterstattung darüber), schwimmt das schlechte Gewissen des Privilegiertseins bei fast jedem Badeausflug mit.

Ich will nicht so tun, als gäbe es keine Momente sommerlicher Unbeschwertheit mehr im Freibad oder im Baggersee. Doch spätestens bei der Urlaubsplanung lässt sich die Weltlage nicht länger ausblenden. Und vielleicht zeigt sich beim Badetourismus mehr als bei manch anderer Ferienvorliebe, dass viele Selbstverständlichkeiten von einst fragwürdig geworden sind. Die Bilder von gekenterten Flüchtlingsbooten stoßen sich hart im Raum mit den teutonischen Urlaubssträumen vom Mittelmeer. Die gesamte Sandstrand-Romantik scheint endgültig die Unschuld verloren zu haben, die sie vermutlich nie hatte.

Spricht das gegen das Schwimmen? Mal abgesehen von den politischen und moralischen Fragen, die sich im Wasser nicht lösen lassen, kann man nur sagen: im Gegenteil! Vielleicht steht beim Nachdenken über das Schwimmen heute weniger der Sport oder die Ästhetik im Vordergrund, sondern seine Bedeutung als Survival-Technik. Doch damit rückt ins Bewusstsein, wie elementar das Erlernen des Schwimmens war und ist, menschheitsgeschichtlich wie für jeden einzelnen. Wir sind Landwesen. Und bei aller Faszination für das andere Element ist uns eine gewisse Scheu vor dem Wasser eigen, eine natürliche Angst vor dem Unwägbareren, Fließenden und vor der Tiefe.

Der Gang ins Wasser bedeutet auch für einen routinierten Schwimmer eine gewisse Überwindung. Gewohnheit hilft, doch man kann nie wirklich wissen, was einen erwartet. Denn Wasser ist immer anders. Schon ein kleiner Temperaturunterschied, eine stärkere Strömung, ein tieferer Sonnenstand, Wind, Wolken – und das Wasser hat ein anderes Gesicht, bewegt und

WASSER LESEN LERNEN

Ein Plädoyer für das Schwimmen
als Zweitsprache des Körpers. *Von John von Düffel*

schwimmt sich anders. Nicht selten verändert es sich im Zuge eines Schwimmausflugs. Wasser ist das Element der Verwandlung. Und bei aller Geborgenheit, dem Getragenwerden und Umhülltsein im Sommer bleibt ein Kriechstrom von Unheimlichkeit in jedem offenen Gewässer.

Der Blick auf die Statistik der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft beweist das. 2016 sind in Deutschland erstmals wieder mehr als 500 Menschen ertrunken: 537. Hauptproblem sind die unbewachten Binnengewässer, Flüsse, Seen, Teiche mit 406 Toten. An den Küsten von Nord- und Ostsee ertranken im Vergleich dazu lediglich 26 Menschen; der Wasserrettungsdienst an den Stränden hat vielen das Leben gerettet. Im Geschlechtervergleich trifft es nur 20 Prozent Frauen. Die Hauptursachen – Leichtsinns-, Selbstüberschätzung, Übermut – sind offenbar dominant männliche Eigenschaften. Besonders bitter und tragisch ist der hohe Anteil von 64 ertrunkenen Asylsuchenden in hiesigen Seen und Flüssen.

Schwimmen ist eine Überlebenstechnik. Und es zu erlernen ist so wichtig wie eine Sprache – eine zweite Sprache des Körpers. Im alten Rom mit seiner hochentwickelten Bäderkultur gab es das geflügelte Wort: „Er kann weder schwimmen noch lesen.“ Gemeint war: Er ist ein ungebildeter Mensch. Die Fähigkeit zu schwimmen hatte nicht nur denselben Stellenwert wie das Lesenkönnen. Beides gehörte im Denken der Antike zusammen und ergänzte sich wie Lesen und Schreiben. Schwimmen war ein elementarer Bestandteil der menschlichen Bildung: der körperlichen

wie der geistigen. Aus dem panischen Versuch, sich hundepaddelnd oder froschgrätschend über Wasser zu halten, war eine Kulturtechnik geworden.

Schwimmen und Lesen sind zutiefst verwandt: Wer sich im Wasser nicht nur gegen das Ertrinken wehrt, sondern sein Gespür für das Element so weit entwickelt hat, dass er weiß, wie man sich darin bewegt, der „liest“ das Wasser mit allen Sinnen. Er „beherrscht“ es nicht – das zu behaupten, käme einer Selbstüberschätzung gleich. Doch er beherrscht die Fähigkeit, ihm so nahe zu sein, wie es menschenmöglich ist. Und dazu braucht er ein hohes Maß an Kenntnis und Kontrolle über seine Kräfte, seine Atmung, seine Ängste. Wer schwimmt, liest seinen eigenen Körper im Dialog mit dem Element. Je mehr die Kulturtechniken des Schwimmens und Lesens verkümmern oder nur unzureichend weitergegeben werden, desto rückschrittlicher ist eine Gesellschaft. Die vielbeklagte Bildungsmisere hierzulande zeigt sich nicht zuletzt darin, dass aufgrund der zahlreichen Bäderschließungen, aufgrund von Lehrermangel und knappen Kassen in vielen Schulen kein Schwimmunterricht mehr angeboten wird. Damit gerät nicht nur die Fähigkeit, das Wasser zu lesen, zunehmend in Vergessenheit, es entstehen auch immer mehr Analphabeten des eigenen Körpers. Um das Wort von Prévert zu travestieren: Wenn ich ein geschlossenes Schwimmbad sehe, sehe ich einen Ertrinkenden.

Die Bäder dagegen, die in jüngster Zeit gebaut und eröffnet werden, sind überwiegend sogenannte Spaßbäder. Auch das ist bezeichnend. Ohne ein quatschfideles

„Fun“-Versprechen ist offenbar keine Familie mehr ins Wasser zu locken. Dabei ist das Standardargument, die jüngere Generation werde über den Spaßfaktor mit dem Wasser vertraut, äußerst fraglich.

Adipöse Kinder, die mit Hochgeschwindigkeit durch verschlungene Tunnelröhren rutschen, um in ein brusttiefes Wasserbecken zu klatschen, mutieren nicht zwangsläufig zu Schwimmern. Und den Analphabetismus der Körper überwindet man damit auch nicht. Ein gut angeleiteter Schwimmunterricht ist durch nichts zu ersetzen. Er legt – wie das Lesenlernen – Grundlagen fürs Leben. Im Übrigen ist das beste aller möglichen Spaßbäder immer noch der nächste See.

Grund für einen wasserflächendeckenden Kulturpessimismus ist das keineswegs. Denn mit seiner reichen Fluss- und Seenlandschaft und einer vergleichsweise hohen Wasserqualität ist Deutschland immer noch ein Schwimmparadies. Im Gegensatz zu vielen anderen Regionen der Welt ist hier fast überall ein schwimmbares Gewässer ohne großen Aufwand erreichbar.

„Wenn nur das Wetter nicht wäre“, halten Schwimmuffel dagegen. Doch auch das ist eine Ausrede. Das Mutterland der Wiederentdeckung des Schwimmens nach einer düsteren Zeit der Sinnenfeindlichkeit im Mittelalter war England, wo das Wetter bekanntlich noch schlechter ist. Die spleenigen englischen Aristokraten des 19. Jahrhunderts hat das nicht daran gehindert, sich über die kirchlich tabuisierte Nacktheit hinwegzusetzen, in die Flüsse und Tümpel zu springen und den Wassersport salonfähig zu machen. Wetter ist Einstellungsache. Und gerade die etwas durchwachsenen deutschen Schwimmsommer sind eigentlich die schönsten. Die Uferquellen nicht über von Handtuchlagern und Einweg-Grills. Die Hundedichte hält sich in Grenzen. Das Wasser ist frisch und fordert zum Schwimmen heraus statt zum bloßen Dahindümpeln. Es liegt bei jedem selbst, sich den Ruck zu geben und seine Landexistenz für Momente hinter sich zu lassen – für eine besondere, immer wieder wundersame Zeit der Verwandlung. Denn das Wasser ist da und wartet nur darauf, von uns gelesen zu werden.

John von Düffel ist Schriftsteller, Dramaturg und passionierter Schwimmer. Neben den Wasser-Romanen „Vom Wasser“ und „Houwelandt“ schrieb er den essayistischen Band „Schwimmen – Philosophie der Passionen“ und zuletzt eine „Gebrauchsanweisung fürs Schwimmen“.

ILLUSTRATION: RUDGERTREBES



BY APPOINTMENT TO
THE ROYAL DANISH COURT

OLE LYNGGAARD
COPENHAGEN

SINCE 1963

THE LEAVES COLLECTION
WWW.OLELYNGGAARD.COM



SHOW ON THE WATER

Der Wannensee, die Badewanne der Berliner, kann auch düster. Unsere Models Shermine Shahrivar und Sofya Titova trauen sich ans rauhe Gewässer.

*Fotos Alexey Kiselev
Styling Markus Ebner*



Jacke von Dries van Noten, Cardigan von Missoni, Einteiler von Yeezy, Sweatshirt von MSGM



Strickpullover von Calvin Klein, Schwimmbrille von Arena



Mantel von Lutz Huelle, grünes Zipperkleid von Courrèges, burgunderfarbener Jumpsuit von Yeezy, Kappe von Canada Goose, Sonnenbrille von Emporio Armani, Tennistasche von Wilson

SHOW ON THE WATER



Daunenjacke von Miu Miu, Reißverschlussjacke von Adidas, Kleid von Sportmax, Badeanzug-Riemen von Calzedonia, Leggings von Puma, Stiefel und Kappe von MSGM, Sonnenbrille von Miu Miu, Handtücher von Hermès und Arena



Trenchcoat von Céline, roter Body von Wolford, Leggings von Nike



Bademantel, Schwimmkappe und Schwimmbrille von Arena, Badeanzüge in Schwarz und Weiß von Calzedonia



Grüner Cardigan aus Mohair mit Perlenbesatz von Prada, Badeanzug und Handtuch von Hermès, Tasche von Balenciaga



Orangefarbene Daunenjacke und Kapuzeneinteiler von Fenty x Puma, Daunenjacke von Philipp Plein, Top in Pink, Rock und Schuhe von Arthur Arbesser, Sonnenbrille von Emporio Armani, Uhren von Swatch

SHOW ON THE WATER

Fotos: Alexey Kiselev
 Styling: Markus Ebner
 Models: Shermine Shahrivar und Sofya Titova (Iconic)
 Make-up: Ischrak Nitschke/Klaus Stiegemeyer
 Mode-Koordination: Emanuela Potorti
 Styling-Assistenz: Marvin Xin Ku und Antonia Faltermaier

Vielen Dank an die DLRG-Station Großes Fenster.
 Fotografiert am 12. Juni 2017 am Wannsee.



Transparente Jacke und Kleid von Dolce & Gabbana, Tuch von Hermès, Gürtel von Prada, Leggings von Puma, Sonnenbrille von Oakley, Volleyball von Wilson



Blazer und Einteiler von Gucci, Bandeau-Bikini von La Perla, Shorts von Puma, Schuhe von Miu Miu, Kappe von Y-3, Basketball von Wilson



Grüner Mantel von Stella McCartney, schwarzes Mesh-Top von Ivy Park, Rock von Prada, Leggings von Puma, Schuhe von Prada



Graues Hemd aus Baumwoll-Leinen-Mischung von Closed

EGAL WAS KOMMT, ES WIRD GUT, SOWIESO

Mark Forster tritt in vielen Rollen auf, und doch bleibt er immer bei sich. Für uns sampelt der Sänger und Songwriter seine Baseball-Kappen mit Shirts und Jacken.

Von Julia Schaaf
Fotos Gregor Hohenberg

Die zwölf Kappen hat er mitgebracht. Eine Handvoll dunkelblaue, ein paar schwarze mit Aufdruck, feines Hellgrau. Micky-Maus-Emblem, der Stierkopf der Chicago Bulls. Keine Werbung. Bei einigen ist die Unterseite des Schirms tannengrün. Mark Forster gibt es nicht ohne Kappe. Der Dreiunddreißigjährige hat schon oft erzählt, dass seine Haare allmählich grau und schütter würden. Abends wechsle er gewissermaßen nahtlos von der Cap zur Schlafmütze.

„Schon in der Schulband hatte ich immer so Kappen auf“, sagt Forster. „Irgendwie habe ich festgestellt, dass ich mit Kappen cooler aussehe. Und dann ist es so geblieben.“

Das Hirnwunder des deutschen Pop steht in einem Fotostudio in Berlin-Kreuzberg, um für Porträtaufnahmen zu posieren. Mode ist nicht unbedingt sein Ding. Gerade erst hat ihn die Kollegin Lena Meyer-Landrut in der Vox-Fernsehsendung „Sing meinen Song – Das Tauschkonzert“ mit den Worten charakterisiert, Brille, Kappe, T-Shirt, Hose – bei Mark Forster wisse man immer sofort, woran man sei. Tatsächlich muss diese Authentizität, eine manchmal fast naive, aber grundsympathische Eindeutigkeit, die auch seine Songtexte kennzeichnet, ein Grund für den kometenhaften Aufstieg dieses Mannes zu einem der gerade erfolgreichsten deutschen Musiker sein. Drei Alben in fünf Jahren. Und jede Single ein Hit.

Sein Manager lässt den Blick über die Kleider an der Stange schweifen. Da hängen modische Strickteile mit hohem Kragen und psychedelischem Muster. Sofort schüttert er den Kopf: Das Zeug brauche man nicht. Wie vorher abgemacht, hat Forster neben den Kappen deshalb auch eigene Jacken und Hemden mitgebracht. Mark Forster ist Mark Forster ist Mark Forster.

Die Stylistin, englischsprachig, bügelt ein frisches weißes T-Shirt auf. Forster fragt: „Which cap?“ Dann stellt er sich vor die Leinwand. Schiebt die Hände in die Taschen. Winkelt das Bein an, dreht den Kopf und sieht ziemlich cool aus. Woran er denkt, wenn er vor der Kamera steht? „Ich versuche, cool auszusehen“, sagt Forster. Offenkundig gelingt ihm auch das.

„Super. Schön. Ja. Nice. Okay.“ Fotograf Gregor Hohenberg ist begeistert. Auf jedes Klacken des Auslösers folgen zwei Pieptöne, wenn die Blitze sich wieder aufladen. Nach wenigen Minuten sagt er: „Eigentlich haben wir das erste schon im Kasten.“

Mark Forster lächelt entspannt und kräht wie eine Fanfare: „Näääxt.“ Dann lässt er sich von der Stylistin ein löchriges T-Shirt mit Heavy-Metal-Aufdruck andrehen, das ziemlich lässig aussieht unter seiner eigenen blauen Jeansjacke. Und weil das Shirt so eng sitzt, blödelert er dazu: „It's spänning on the Bauch.“

Dieser Mann, der mit ironiefreien Texten über sich selbst zu Ohrwurm-Hymnen Zehntausende auf Festivals lockt und auch schon vor etwa einer Million Menschen zu Silvester am Brandenburger Tor gesungen hat, ist offensichtlich genau so natürlich und unkompliziert und nett, wie man ihn als Coach und Juror in den Kindermusiksendungen „Dein Song“ und „The Voice Kids“ kennengelernt hat. Der Reggae-Musiker Gentleman brachte es kürzlich bei „Sing meinen Song“ auf den Punkt: „Bist echt 'n nice dude.“ Netter Typ halt.

Es gibt nichts, was mich hält, au revoir! / Vergesst wer ich war. / Vergesst meinen Namen / Es wird nie mehr sein wie es war! / Ich bin weg! / oh, oh, au revoir!

Als Mark Forster mit dem Song „Au revoir“ und der Unterstützung des Rappers Sido 2014 die deutschsprachigen Charts stürmte, lag das Ereignis, das er da besang und das sein gesamtes Leben veränderte, fünf Jahre zurück. Forster, der damals wie seine polnische Mutter Ćwiertnia hieß, war in einem pfälzischen Dorf aufgewachsen, „wo halt nichts ist, wo man mit dem Fahrrad nur ein paar Minuten fahren muss, und dann ist man schon im Wald oder auf 'nem Feldweg“. Die Langeweile seiner Kindheit betrachtet er rückblickend als Phantasietraining. Bis heute habe er oft „Ideen und Flausen im Kopf“. Dabei habe er das Gefühl, „dass das eigentlich funktionieren könnte, was ich mir vorstelle“.

Nun hat im Leben des Mark Ćwiertnia, seit er zu Mark Forster wurde, tatsächlich viel Unvorstellbares funktioniert. Als Wendepunkt muss tatsächlich diese Wanderung auf dem Jakobsweg gelten. Der Mann aus der Pfalz war nach Berlin gezogen, hatte ein Jurastudium abgebrochen und einen Master of Business Administration gemacht. Er arbeitete als Booker für andere Musiker, später als Runner und Producer für Fernsehproduktionen, und trat als Sidekick des Comedian Kurt Krömer auf. 2009 allerdings hatte er das Gefühl, dass in seinem Leben etwas Krasses passieren müsste. Als Jugendlicher hatte er lieber eigene Melodien geklumpert, als Klavier zu üben. Auf seiner Pilgertour beschloss er, ernsthaft Musik zu machen.

Er blieb bei seinem Bart und fing an, in einem Studio an der Kreuzberger Forsterstraße vor sich hin zu werkeln. Eines Tages schickten ihm die wohlmeinenden Nachbarn der Band Seeed den Mitarbeiter eines Musiklabels vorbei. Zwei Minuten wollte sich der Mann nehmen. Er blieb den ganzen Tag, hörte die Festplatte des unbekanntenen Songschreibers durch und speicherte sich dessen Kontaktdaten anschließend unter dem Straßennamen, weil das einfacher schien als Polnisch. So kam Mark Forster zu seinem ersten Plattenvertrag – und zu seinem Namen.



Schwarzer Wollpullover von Salvatore Ferragamo



Grüne Bomberjacke von Wemoto, T-Shirt von Y-3



Dunkelblaue Bomberjacke von Closed, leichtes Baumwoll-Leinen-Shirt von Samsøe & Samsøe

EGAL WAS KOMMT, ES WIRD GUT, SOWIESO



Jeansjacke von Closed, bedrucktes T-Shirt von Balmain



Schwarzer Hoodie von Diesel, graues T-Shirt von A.P.C.



Graue Bomberjacke von Brave Soul, T-Shirt von Weekday

Inzwischen, so erzählt es sein Manager, arbeiten allein fünf Leute im Management-Team des Sängers, dazu acht Musiker, 25 Mann in der Booking-Abteilung plus die gesamte Logistik. Der Manager schwärmt von Forsters Bereitschaft und Fähigkeit, sich zu professionalisieren. Was er damit meint, wird deutlich, wenn er erzählt, dass Forster den Rest des Tages nach strikt getaktetem Zeitplan Online-Filmchen drehen und Interviews geben werde, um der neuen Single „Sowieso“, einer unerschütterlich optimistischen Gute-Laune-Nummer, einen Schub zu verpassen. Und jetzt probiert Forster klaglos sogar einen schwarzen Rollig an, den der Manager zuvor für indiskutabel erklärt hat, und während die Stylistin einmal mit der Fusselbürste darüber rollt, hält er geduldig still.

Egal was kommt, es wird gut, sowieso / Immer geht 'ne neue Tür auf, irgendwo / Auch wenn's grad nicht so läuft, wie gewohnt / Egal, es wird gut, sowieso.

Frage an den Manager: Was sind die drei größten Stärken dieses Sängers? „Die Dioptrienanzahl“, ruft der Musiker gut gelaunt dazwischen. Er ist so stark kurzsichtig, dass seine Brille neben Käppi und Bart sein drittes Markenzeichen ist. Der Manager redet lieber über Beobachtungs- und Reflexionsgabe und Empathie. Eine Schwäche? Ungeduld, sagt der Manager. Wenn Sachen nicht schnell genug gingen oder nicht funktionierten.

Mark Forster hat eine mitgebrachte Sweatshirt-Jacke übergezogen, deren Kapuze von einem glänzenden Reißverschluss gesäumt ist. Die Stylistin rückt den Schirm der Kappe akkurat in die Horizontale und zieht die Kapuzenbänder straff. „Because it's a very structured look“, sagt sie, ein sehr strukturierter, gegliederter Look. Passt das zu ihm? Forster grinst: „Auf jeden Fall! I am a very structured dude.“

Tatsächlich, sagt er, sei er sehr diszipliniert, wenn es um seine Arbeit gehe. „Das fühlt sich ja selten an wie schlimme Arbeit. Ich frag mich manchmal, was das Beste daran ist, was so in den letzten Jahren passiert ist. Und ich glaub', das Beste ist, dass ich mir jetzt eigentlich nur Gedanken um die Musik machen muss und mir Sachen erfüllen kann, die ich mir gewünscht habe. So sehe ich nämlich diese Albummacherei.“

Für „Bauch und Kopf“ aus dem Jahr 2014 hat er mit einem großen Orchester zusammengearbeitet. Für „Tape“ 2016 ist er um die Welt gereist und hat unter anderen die Harlem Gospel Singers engagiert.

Dabei gehe er zwar konzeptionell an die Alben heran, sagt er, und Sorge mit seinen Produzenten auch dafür, dass jedes Mal garantiert ein oder zwei Stücke entstehen, die zum Radiohit taugen. Inhaltlich jedoch verfolge er kein Programm. „Die Alben handeln immer von den Themen, die mir in den letzten zwei Jahren passiert sind. Das ist total fremdgesteuert.“

Auch deshalb klingt das jüngste Album vermutlich sonniger und poppiger als das davor, das einen Song über „Königin Schwermut“ enthielt und im titelgebenden Stück über die Zerrissenheit zwischen „Bauch und Kopf“ sinnierte. Hat er Angst, dass ihm über den Erfolg die Ideen ausgehen könnten? „Nee“, sagt Forster. „Sind ja keine Ideen, sind ja Geschichten, die passieren. Man hört nicht auf weiterzuleben.“

Dann erzählt der Musiker, wie er arbeitet. Über die Notizfunktion seines Handys sammelt er im Alltag Worte und Begriffe, die ihm gefallen, und von denen er glaubt,

dass man etwas daraus machen könne wie eben damals mit „au revoir“. Wenn er dann ins Studio geht, versucht er diese Wörterliste mit den Themen zu verbinden, die ihn in seinem Leben gerade beschäftigten. Und das funktioniert? „Nö“, sagt Mark Forster mit unerschütterlicher Heiterkeit. „Meistens klappt das nicht. In den allermeisten Fällen ist das ganz schlimm. Aber manchmal kommt halt was Cooles dabei raus.“

„Das ist gut. Sehr schön. Top. Guck mal nach da.“ Der Fotograf hat offensichtlich beschlossen, den Sänger ein bisschen aus der Reserve zu locken: „Bisschen ernst. Ein bisschen böse.“ Und: „Bisschen mehr Attitude!“ Und: „Bisschen so ‚what the fuck‘? Bisschen beasty! Manchmal ist man ja auch so aggromäßig drauf.“

Und was sagt Mark Forster dazu, ganz lapidar? „Ich bin nicht so aggromäßig drauf.“

Selbst wenn der Fotograf ihm demonstriert, wie er sich mit breiten Beinen und Ellenbogen auf einen Stuhl lümmeln könnte, zieht Mark Forster es vor, Arme und Füße lang nach vorne zu strecken, was ihn schmal wirken lässt. Keine Mackerposen, auch nicht auf Bestellung. Seine vielen Teenie-Fans und ihre Eltern werden ihn dafür lieben. Mark Forster ist Mark Forster ist Mark Forster.

Was verrät dieser Mann über sein Privatleben? „Nichts“, sagt Forster. Dabei klingt er so natürlich und nett und unkompliziert wie immer. Sogar aus den Berufen seiner Eltern macht er ein Geheimnis. Dann erklärt er, dass diese Diskretion für ihn die Voraussetzung sei, um sein Privatleben für seine Songs auszuweiden, ohne Rückschlüsse zuzulassen, die unweigerlich zur Selbstzensur führen würden. „Wenn ich in einem Bereich maximal offen bin und in dem anderen Bereich maximal nicht-offen, dann bleib' ich frei im Musikmachen“, sagt er. Auf dem aktuellen Album gibt es eine intime Ballade mit dem Titel „Flüsterton“. Darin singt er davon, dass er sich leichter auf der Bühne öffne als sich seinen nächsten Freunden anzuvertrauen.

Menschen, die ich mag / Lass ich an mich nicht ran / Ey, ich genieß' das Tamtam / Ich nehm' das volle Programm / Doch fühl mich verlor'n / Wird's mal still dann und wann / Und wenn man glaubt, mich zu kenn' / Dann bin ich einfach gegang'.

„Nice. Ja. Wieder so ein Coverblick“, sagt der Fotograf. „Die letzten machen wir nochmal freestyle. Worauf du Bock hast.“ Forster wippt einen Moment auf seinen Turnschuhen vor und zurück. Dann dreht er ab und deutet an, sich hinter die Leinwand zu verkrümmeln. Er grinst. Alle lachen. 514 Mal insgesamt drückt der Fotograf auf den Auslöser, 1028 Mal piept das Blitzlicht.

Und was passiert eigentlich, wenn ein Mann, den es nicht ohne Kappe gibt, zwischendrin fürs Foto die Kappe wechseln muss?

Neben der Kleiderstange in dem Kreuzberger Fotostudio steht ein 1,85 Meter großer Mann mit kurzen Haaren, die tatsächlich ein bisschen grau und schütter werden. Hohe Geheimratsecken, am Hinterkopf eine dünne Stelle, der rötliche Ton des Barts findet sich nirgendwo sonst. Auch dieser Mann wirkt grundsympathisch, natürlich und nett und unkompliziert. Aber er könnte auch IT-Spezialist, Physikstudent oder Kita-Erzieher sein.

Mark Forster greift nach einer Kappe. „Danke schön“, sagt er artig, als das Shooting vorüber ist, und ruckelt sich den grünen Schirm vor der Stirn zurecht. Nice dude. ◀



Kamelfarbene Bomberjacke von Selected Homme, schwarzes T-Shirt von A.P.C.

Moderedaktion Evelyn Tje, Fotoassistenz Alexandra Meister

Wir reden über alles

Ein Flirtcoach will Flüchtlingen helfen, deutsche Freundinnen zu finden. Das ist gar nicht so leicht.

Von Leonie Feuerbach, Foto Andreas Pein

Deutschland wäre auch ohne die Frauen schon kompliziert genug: Asylrecht, Genitiv, Jobsuche. Aber wie sich verhalten gegenüber Frauen, die selbstbewusst sind, Hotpants tragen, in der Öffentlichkeit Männer küssen, mit denen sie nicht mal verheiratet sind? Das sollen ein paar Dutzend junge Männer zwischen 17 und 22 Jahren aus Syrien, Afghanistan und Iran an einem heißen Tag im Frühsommer lernen. Sie alle besuchen Willkommensklassen an einem Oberstufenzentrum in Berlin-Neukölln; fünf junge Frauen sind auch dabei. Ihr Lehrer an diesem Tag ist Horst Wenzel, hauptberuflicher Flirtcoach. Er redet mit ihnen über Liebe, Sex und Rollenbilder – Themen, zu denen die jungen Männer und ihre Klassenkameradinnen sehr verschiedene Ansichten haben.

Wenzel hat blonde Locken und helle Haut, die nie rot wird, auch nicht bei solchen expliziten Anweisungen: „Schickt erst mal euer Knie vor, bevor ihr der Frau in den Intimbereich fasst.“ – „Küsst erst mal ihren Hals, bevor ihr ihre Brüste berührt.“ – „Eine Beziehung ist dann gut, wenn der Sex gut ist.“ An dieser Stelle schauen seine Zuhörer hoch konzentriert. Manchmal geben sie auch an, ein Junge etwa, der aufspringt, tänzelnde Bewegungen mit den Füßen macht und sagt, Sex sei wie Fußball: Man solle den Ball nicht direkt ins Tor schießen, sondern erst ein wenig mit ihm spielen. Als Wenzel jedoch fragt, wer von ihnen schon mal ein Kondom gekauft habe, brechen viele in hysterisches Gekicher aus, einer zieht sich das T-Shirt vors Gesicht. Was kann vorausgesetzt werden, was nicht, was hilft, was verstört eher? Gar nicht so leicht.

Viele der Männer, die mit Sportschuhen, bunten T-Shirts und gegeltem Haaren in einem Stuhlkreis um Wenzel herumsitzen – die wenigen Frauen sitzen etwas abseits –, sind ohne Eltern, Geschwister und Partnerin nach Deutschland gekommen. Und wie könnte Integration besser gelingen als mit einer deutschen Freundin?

Das hat sich Horst Wenzel eines Tages gefragt und beschlossen, seine Dienste kostenfrei zur Verfügung zu stellen. Wie an diesem Tag. Zum Einstieg will er von allen wissen, wie sie heißen und was Liebe für sie bedeutet. „Ich bin Abdullah, und ich liebe Autos.“ – „Ich bin Abdul und liebe mein

Handy.“ – „Ich bin Ali, und ich will heiraten.“ Eine junge Frau mit pinkfarbenen Turnschuhen und schwarzem Kopftuch, das den Haaransatz frei lässt, sagt: „Ich bin Fatima und habe mich in meinem Leben zwei Mal verliebt: einmal in meinen Mann und einmal in meine zweijährige Tochter. Diese Liebe macht mich stark.“ Die Unterschiede zwischen den jungen Frauen, manche schon Mütter, und den jungen Männern, viele fast noch Kinder, sind groß.

Wenzel versucht der Frage nach der Liebe näherzukommen. „Wenn sich in Afghanistan ein Junge und ein Mädchen treffen und verlieben, was passiert dann?“ Einer der Jungen sagt: „Dann müssen sie schnell heiraten.“ Fatima wirft ein: „Dann wird die Frau mit Steinen beworfen.“ Ihre Freundin Doaa lacht bitter. Beiden scheint etwas nicht zu passen. „Die Jungen denken, dass es schlecht ist, wenn ich über meine Beziehung rede“, sagt Doaa. In arabischen Ländern gehöre es sich nicht, dass Frauen über Liebe und Sex sprechen. Ihr Lehrer widerspricht: „Genau deshalb machen wir das doch hier. Damit die sehen: Hier reden wir über solche Dinge.“

Doaa überzeugt das nicht. Sie kommt aus As-Suwaida, einer liberalen Stadt im Südwesten Syriens. Ihr lockiges rötliches Haar trägt sie offen. Die Eltern sind Drusen, sie selbst bezeichnet sich als Atheistin – und fühlt sich im Flirtkurs und in der Willkommensklasse im Allgemeinen nicht besonders wohl: „Bei deutschen Frauen finden die arabischen Jungs freizügige Kleidung gut. Wenn ich mich als Araberin so anziehe, haben sie ein Problem damit.“ Sie glaubt, dass die jungen Männer die deutschen Sitten gerne für sich selbst annähmen, aber sie bei ihren Schwestern nicht gerne sähen. Und dass viele ihrer Mitschüler zwar eine deutsche Freundin suchten, für ein oder zwei Jahre. Heiraten wollten sie aber nur eine muslimische Jungfrau aus dem Heimatland. Deshalb halte sie sich in Berlin von Arabern fern. Ihre Freundin Fatima stimmt zu, meint aber: „Sag nicht immer: Alle Flüchtlinge außer mir sind schlecht. Nicht alle von ihnen sind gleich. Wenn du anders bist, können andere das auch sein.“

Horst Wenzel will sich in diese Diskussion eigentlich nicht einmischen. Wenn achtzehnjährige Jungs in Deutschland erst mal Freundinnen finden wollen und nicht gleich heiraten, sei das vielleicht bloß ein



„Hier reden wir über solche Dinge“: Flirtcoach Horst Wenzel berät junge Flüchtlinge in Sachen Liebe, Sex und Rollenbilder.

Zeichen dafür, dass sich ihre Prioritäten im Vergleich zu denen im Heimatland verschieben. Ein bisschen geht er dann aber doch auf Geschlechterrollen und Vorurteile ein. Manche Leute beschimpften Frauen, die mit vielen Männern schliefen oder wechselnde Freunde hätten, als Schlampe, erzählt er den Schülern der Willkommensklasse. Das sei nicht richtig. „Es gibt auch

Schlampe Männer“, wirft ein Junge ein. „Nein“, entgegnet Wenzel. „Es gibt beides nicht. Das haben sich Loser ausgedacht, um sich besser zu fühlen.“

Er fragt einen der Teilnehmer, ob es in seinem Heimatland Syrien Dating gebe. Eher nicht, antwortet der, es komme aber darauf an, wie religiös die Familie sei. In Deutschland, sagt Wenzel, seien Dates ganz

normal. „Was denkt ihr, wenn man sich regelmäßig trifft, ab wann ist man ein Paar?“, fragt Wenzel. Einer sagt: „Nach einer Woche.“ Wenzel entgegnet: „Manche treffen sich über Jahre, haben Sex, sind aber kein Paar. Das nennt man Affäre oder Freundschaft plus.“ Ratlose Gesichter.

Dann fragt Wenzel, wie es mit Schwulen aussehe. „Ein Mann und ein Mann: Geht das in Syrien?“ Die Antwort lautet: „Nein.“ Homosexualität ist in Syrien gesetzlich verboten. „Und in Berlin?“ Einer sagt: „Ja, klar, hier geht alles.“ Wenzel wirkt zufrieden.

Mahmud, ein 22 Jahre alter Afghane, findet: In Deutschland trenne man sich schnell, sobald es Probleme gebe oder ein Besserer vorbeikomme. In Afghanistan hingegen sei Liebe für immer. Das ist nicht das einzige Problem, das Mahmud mit der Liebe in Deutschland hat. Er habe schon ein paar Mal deutschen Frauen auf Dating-Apps geschrieben oder sich im Park mit ihnen unterhalten, erzählt er. Wenn er aber sage, dass er aus Afghanistan kommt, ende das Gespräch immer recht unvermittelt. Was könne er da tun?

Natürlich weiß Wenzel: Seit der Silvesternacht in Köln vor eineinhalb Jahren ist das Thema Flüchtlinge und deutsche Frauen schwierig. Bei den Flirtkursen, die er ein paar Monate nach der Silvesternacht gab, sprachen viele Flüchtlinge das Thema Köln an. Sie fühlten sich beobachtet und unwohl, sie schämten sich. Dann verge-

waltigte und ermordete in Freiburg ein afghanischer Asylbewerber eine junge Studentin, und Wenzel wurde von rechtsradikalen Gruppen bedroht: Er bringe Flüchtlingen bei, sich an deutschen Frauen zu vergehen. Ob diese Stimmung die Frauen beeinflusst? Oder ob sie vielleicht bloß überfordert davon sind, dass ihr Gesprächspartner aus einem Kriegsgebiet kommt? Er weiß es nicht. Und auch nicht, was er Mahmud raten soll. Am Ende, sagt Wenzel, gelte für Flüchtlinge wie auch für Deutsche: Ein Korb gehört zur Liebe dazu. Mahmud wirkt nicht überzeugt.

Nach dem Kursus fährt er zu der einzigen deutschen Freundin, die er bisher gefunden hat: einer ergrauten Dame, die in Berlin-Friedenau in einer großzügigen Altbauwohnung lebt und sich für Flüchtlinge engagiert. Bei Cola und Sonnenblumenkernen in ihrem Wohnzimmer erzählt er: Sein Asylantrag wurde genehmigt, nach Afghanistan will er nicht zurück, sondern sein Leben in Deutschland verbringen. Gerne mit einer deutschen Frau. Mahmuds Haltung ist widersprüchlich. Die deutsche Frau, die er zu finden hofft, müsste nicht unbedingt Muslimin sein, auch wenn er selbst fastet und versucht, so oft wie möglich zu beten. Aber er würde sich wünschen, dass sie noch Jungfrau ist. In Deutschland sei so eine Frau aber wahrscheinlich schwer zu finden, sagt er schüchtern.

Mahmud lacht oft verlegen. In Afghanistan rede man nicht über solche Dinge.

Seine Eltern haben ihn nie aufgeklärt, selbst mit seinen Freunden hat er nie über Sex gesprochen. Einmal hatte er eine Freundin in Afghanistan, weder seine noch ihre Eltern wussten davon. Miteinander geschlafen haben die beiden nicht. Das wäre „haram“ gewesen, also tabu, sagt Mahmud, denn durch seine Flucht konnte er sie nicht heiraten, und sie hätte nicht mehr als Jungfrau in die Ehe gehen können. Warum das so wichtig ist, kann er nicht recht erklären.

Er selbst ist keine Jungfrau mehr, hat mit einigen Frauen gegen Bezahlung geschlafen. Ob das nicht „haram“ sei? Mahmud zuckt mit den Achseln. Irgendwie schon. Aber nicht so schlimm, wie mit einer Frau zu schlafen, die er liebt, aber nicht geheiratet hat? Er nickt zögerlich.

Hat die Syrerin Doaa mit ihren Vorwürfen also Recht? Sind ihre Klassenkameraden religiös-konservativ bis frauenfeindlich? Religiös und konservativ ist Mahmud sicher, frauenfeindlich aber nicht. Dass er sich eine Frau wünscht, die ihn und seine Kultur und Religion versteht, ist verständlich. Fragt man nach seinen Vorstellungen von einer Frau, sagt er aber auch: „Eine Frau ist ja kein Spielzeug, wo ich sagen könnte: Ich will genau so eins.“ Seine Wertvorstellungen entsprechen denen seiner Eltern, Mitglieder der ländlichen afghanischen Gesellschaft. Trotzdem ist er offen für die deutsche Gesellschaft und will unbedingt Deutsche kennenlernen.

Doch auch jenseits von Liebesdingen ist es wie verhext. An der Schule ist er immer mit den anderen aus der Willkommensklasse zusammen, er traut sich nicht so recht, mit anderen Schülern zu reden, die sich immer nur in Gruppen bewegen. Im Fitnessstudio trainiert jeder allein, die meisten mit Kopfhörern in den Ohren. Einmal hat er ein Praktikum in einem Computerladen gemacht und seinen Kollegen gefragt, ob er nicht mal etwas mit ihm unternehmen wolle. Der habe geantwortet, er habe wenig Zeit und schon genug Freunde. „Das war interessant“, sagt Mahmud, „und enttäuschend.“

Seine Klassenkameradin Doaa hingegen lebt mit ihrem Mann am Müggelsee und hat sich schnell mit ihren deutschen Nachbarn angefreundet. Ihr Lehrer und ihre Freundin hatten ihr gesagt, die Einstellung der Jungs würde sich sicher ändern, je mehr Kontakt mit Deutschen sie hätten. Mahmuds Erfahrungen zeigen, wie schwer das ist.

Mahmud ist ein nachdenklicher Typ. Der Zweizwanzigjährige überlegt, ob er anders über Frauen und Männer denken würde, wenn er nicht in Afghanistan groß geworden wäre. Und er sagt, dass sich seine Einstellung mit der Zeit in Deutschland womöglich ändern werde. Zugleich ist er enttäuscht von der Zurückweisung, die er erlebt. Die Idee, eine deutsche Frau zu finden, hat er so gut wie aufgegeben. Die Flirt-Apps hat er gelöst. ◀

**LINO IELUZZI**

Vielleicht ist Lino an allem schuld, vielleicht ist er die Symbolfigur für Aufstieg und Verfall des Street-Styles. Der freundliche Herr, Besitzer der Boutique „Al Bazar“ in Mailand, wurde seit 2007 oft von Fotograf Scott Schuman aufgenommen – und ist zu einer Ikone für viele Männer geworden, die auch mal gut angezogen sein wollen. Lino hat, das muss man ihm lassen, eine klare stilistische Sprache entwickelt, die viele Menschen verstehen. Aber: Leider klingt sie allzu geölt. Und plötzlich steht Lino Ieluzzi für eine zu angestrenzte Sprezzatura. Es muss leicht erscheinen und mühelos. Vollkommenheit kann nicht das Ziel sein.

MEIR COHEN

„Für uns Männer ist es nicht so einfach, Follower zu finden“, meint Meir Cohen. „Wir können uns nicht einfach anziehen, und dann läuft's.“ Damit spielt der Modeblogger aus Tel Aviv auf die Frauen an, die mit viel Haut viele Follower auf Instagram erobern. „Daher muss man sich umso besser anziehen.“ Jetzt ist es also raus: Die neuen Dandys sind nicht nur Dandys. Sie optimieren ihre Social-Media-Auftritte. Und weil man die heute auf kleinen Bildschirmen wahrnimmt, müssen Farben und Formen krachen.



DIE PEINLICHSTEN PEACOCKS

Beim Pitti Uomo in Florenz, der großen Herrenmodemesse, sieht man die am besten gekleideten Männer der Welt. Aber leider auch die, die es wirklich übertreiben.

*Fotos Helmut Fricke
Texte Alfons Kaiser*

**IMAN ALIZADEH**

Das mal vorweg: Dieser Iman ist ein herzlicher Typ. Und ihn anzuschauen bereitet einfach Vergnügen. Grundsätzlich ist also nichts gegen den guten Mann aus Zürich zu sagen, dem seine persische Herkunft zu einem imposanten schwarzen Bart verholfen hat. Im Detail hätten wir aber doch eine Frage

an Iman und seine Freunde Vijithan Thevarajah und Roger Lüssi, die sich „Gents of Switzerland“ nennen: Muss man sich alle Absurditäten aus dem Kleiderschrank auf einmal überhängen? Iman kommt es darauf an, authentisch und individuell zu sein. Uns scheint: Bei zuviel Individualität leidet das Authentische.

**LÁSZLÓ NAGY**

Er ist, wie sein Name schon verrät, ungarischer Abstammung, lebt aber in Cluj-Napoca in Rumänien. Das entschuldigt vielleicht die Farbe des Anzugs. Aber was soll man zu der Gesamtkomposition sagen? Wir wollen hier niemandem seinen Modemut nehmen. Und in der Diaspora muss man seine Botschaften klar rüberbringen. Daher erklären wir das alles für okay und in Ordnung. Aber was die Spiegelbrille angeht – da lassen wir nun wirklich keine Gnade walten.

VITO MUTO

Er ist Influencer, da muss man beide Augen zudrücken. Andererseits kommt er aus Reggio Emilia, da trägt man womöglich wirklich Blockstreifen, wenn sie mal auf ein paar Laufstegen zu sehen sind. Und wer weiß, was für eine Kooperation dahintersteckt! Jedenfalls freut sich der Dreißigjährige, der mehr als 20.000 Follower auf Instagram hat, über seine Kooperationen mit Mode- und Luxusmarken. Er trägt es, und er wird dafür bezahlt. Stilvoll sind aber vor allem die Sandalen von Birkenstock. Er hat vier Paar davon!

**NICCOLÒ CESARI**

Dieser Mann ist von Kopf bis Fuß in Marken eingekleidet. Wir tun ihm jetzt einfach nicht den Gefallen, sie zu nennen, auch wenn es unwahrscheinlich ist, dass sich ein Leser zum Kauf ähnlicher Produkte verleiten ließe. Wir wollen nur einfach nicht

das Geschäft des „Brand Ambassadors“ betreiben, der für jede Erwähnung einer Marke Kasse macht. Und schon haben wir noch ein Detail entschlüsselt: Influencer stellen pro Look möglichst viele Marken zur Schau. Viel hilft viel. Oder, wie der Italiener sagt: più è meglio. Dabei gilt doch heute: meno è meglio.

**FRANCESCO GAETA**

Man könnte es ja auch mal so sehen: An diesem Mann gibt es viel zu gucken. Die Schuhe aus Flechtleder haben weiße Sohlen. Über dem Knöchel windet sich ein Tattoo ums Bein. Der Anzug springt ins Auge. Ringe, Uhrenkette und Armbänder stechen prominent hervor. Die Krawatte ist extrabreit; das Einstecktuch

ist auf die Farbe abgestimmt. Eine Clutch für Männer ist immer ein Hingucker. Die Brille ist groß, sehr groß, aber das macht dann auch nichts mehr. Man kann Francesco Gaeta so sehen. Aber man könnte den Modeblogger aus Neapel auch ganz anders sehen. Nur: wie? Das überlassen wir jetzt einfach mal der Phantasie des Lesers.

**NASARIO GIUBERGIA**

Er schreibt über Mode für die Website d-art.it. Und er hat mehr als 12.000 Follower bei Instagram. Nasario, der auf den Philippinen geboren wurde und in Turin lebt, ist also eine Stilinstanz. Muss man das so raushängen lassen? Raucht er wirklich Zigarren? „Ja, das tue ich“, sagt der Dreißigjährige. „Und ich mag's wirklich bunt.“ Sicherheitshalber hat er sich auf die Brust einen vielsagenden Satz tätowieren lassen: „Haters make me famous.“ Ihn macht alles berühmt.

DIE PEINLICHSTEN PEACOCKS

FADI KOTEICHE

Einer seiner Leitsätze: „Es ist zu kompliziert, zurückhaltend zu sein.“ Fadi macht es sich also leicht. Der junge Mann ist in Florenz auf Einkaufstour für seinen Männermodeladen im Libanon. In den Pausen vergnügt er sich vor der Tür der Messehalle mit einer Zigarre. Und weil sich Eleganz nicht mit Geschwindigkeit verträgt, geht er gemessenen Schrittes. Sein kariertter Anzug ist übrigens tadellos. Nur mit dem Rest macht er es sich allzu leicht.

**JAKE MCCABE**

Er kommt aus Dublin. Könnte das als Entschuldigung dienen? Er ist Fotograf und Grafikdesigner. Ist es das? Er arbeitet in der Werbebranche. Liegt's womöglich daran? Und er ist zum ersten Mal auf dem Pitti, der größten Herrenmodemesse der Welt. Sollte das der

Grund für diesen Auftritt sein? Wir vermuten: All diese Punkte, bitte den Bart nicht vergessen, addieren sich zu einem komplexen Systemversagen. In diesem Fall trägt vermutlich sogar eine Frau die Mitschuld, seine Frau. Niamh O'Donoghue ist ähnlich drauf. Aber ihre Pfauenfeder am Hut ist gefärbt.

Origins | Opal

SCHRAMM^o
home of sleep
www.schramm.ag



Drei Jahre Haft für Lot?

Peter Paul Rubens: Lot und seine Töchter, um 1610

Es geht um eine biblische Szene. Nach dem Untergang Sodoms ziehen Lot und seine beiden Töchter auf ihrer Flucht in eine Höhle. Die Töchter befürchten, es gebe nun keinen Mann mehr, der Nachkommen ermögliche. Sie machen ihren Vater betrunken, schlafen mit ihm und bekommen Kinder. Der klassische Inzest also. Laut Strafgesetzbuch wird er heute mit bis zu drei Jahren Haft oder einer Geldstrafe geahndet. Aus kriminologischer Sicht muss gesagt werden, dass Inzest eine Kernstrafat ist. Inzest in auf- und absteigender Linie, also Großeltern, Eltern, Kinder, Enkel, war über Jahrhunderte und Kulturen hinweg immer strafbar, genau wie Mord. Bei anderen Delikten wandelt sich das Bild in der Gesellschaft, worauf zuerst der französische Soziologe Émile Durkheim hingewiesen hat. Beispiele sind der Abtreibungsparagraph und das Ende der Strafbarkeit von Homosexualität. Auch wenn es sich bei Lot um den klassischen Inzest handelt, könnte die rechtliche Bewertung schwierig werden. Bei jedem Delikt haben wir es grundsätzlich mit drei Fragen zu tun: Was ist der Tatbestand? Ist die Tat rechtswidrig? Ist der Täter schuld-

fähig, und handelt er schuldhaft? Den Tatbestand haben sowohl Lot als auch seine Töchter erfüllt. Die Motive der Töchter rechtfertigen die Tat nicht. Ein Rechtfertigungsgrund für Lot ist nicht gegeben, allerdings könnte er durch den Alkohol schuldunfähig gewesen sein. Alkohol wie auch Drogen können zu verminderter Schuldfähigkeit führen, mitunter zur Aufhebung der Schuld. In solchen Fällen kommt jedoch eine Bestrafung wegen Vollrauschs in Betracht, nämlich dann, wenn sich der Täter selbst in diesen Rauschzustand versetzt hat. Bei Lot ist das nicht der Fall. Das Motiv Lot und seine Töchter findet sich oft in der Malerei, allein im Schweriner Museum drei Mal. Es lohnt sich für den Betrachter, nebenbei für sich Lots Schuldfähigkeit zu prüfen. Bei Rubens ist zu sehen, dass Lot sehr wohl weiß, was er tut. Er schaut ausgesprochen lüsterne. So stellt sich die Frage: Wer ist hier Täter und wer Opfer? Rubens lädt den Betrachter ein, selbst zu entscheiden.

KUNST ALS KRIMI

Die Schweriner Oberamtsanwältin Ulrike Tabbert geht auf Tätersuche ins Museum.

Von Frank Pergande

Ulrike Tabbert kann Kunsthistorikern die Schau stehlen. Denn ein in Ketten gehaltener Petrus auf einem niederländischen Gemälde aus dem frühen 17. Jahrhundert – der muss doch kriminologisch entscheidend werden. Es geht um Schuld, Strafe, Haftbedingungen. Die Sicht auf Täter, den mitunter fließenden Übergang zwischen Tätern und Opfern oder die Gründe dafür, dass eine Person zum Täter wird. Und ein Satyr, der einer Nymphe nachstellt, also ein böser Täter, der auch noch hässlich aussieht und auf das unschuldige, schöne Opfer trifft – ist das ein Fall für Kunsthistoriker oder nicht vielmehr für Kriminologen?

Ulrike Tabbert, Oberamtsanwältin aus Schwerin, kam zu ihren kriminologischen Bildinterpretationen durch eine Kunsthistorikerin. Ein Zufall führte sie zu Katharina Uhl ins Schweriner Museum mit der herausragenden Niederländer-Sammlung. Beide blickten neugierig auf das Fach der anderen und entdeckten Synergien. Wenn Tabbert etwa in dem niederländischen Gemälde „Josephs Traumdeutung im Gefängnis“ den Stammvater schon als rehabilitierten Gefängnisinsassen sieht, weil er im schrecklichen Verlies würdig und prächtig dasteht, bestätigt das Uhl aus kunsthistorischer Sicht: Man sehe sich nur die leuchtend roten Schuhe an – ein roter Absatz war ursprünglich unter Ludwig XIV. nur dem König oder hochgestellten Adligen erlaubt.

Seitdem veranstalten die beiden Doppel-Führungen durch die Bestände des Schweriner Museums. Im wirklichen Leben haben sie anderes zu tun. Uhl sitzt an einem Buch über Marcel Duchamp, der in Schwerin

mit einer bedeutenden Sammlung vertreten ist. Tabbert arbeitet für die Schweriner Staatsanwaltschaft. Verkehrs- und Vermögensdelikte sind ihr Alltag, auch Körperverletzungen oder Streitigkeiten zwischen Nachbarn. In ihrer juristischen Ausbildung hat sie sich auf das Strafrecht konzentriert, hat zusätzlich Sprachwissenschaft studiert und sich in ihrer Doktorarbeit an der englischen Universität Huddersfield mit Presseberichten über Kriminalität in deutschen und englischen Zeitungen beschäftigt. „Die Presseberichterstattung ist ein Spiegelbild der Gesellschaft“, sagt sie. „Wenn ein Täter beispielsweise als Monster bezeichnet wird, dürfte seine Rehabilitation schwierig bis unmöglich sein.“

Umgekehrt zeige sich der Wandel des gesellschaftlichen Blicks auf Täter, Verbrechen und Strafe zuerst in den Medien – sichtbar etwa beim Umgang mit Homosexualität, die in Deutschland einst schwer geahndet wurde und heute auf dem Weg zur „Ehe für alle“ ist. In einer zweiten Studie hat sich Tabbert den linksliberalen „Guardian“ vorgenommen. Ihre Hypothese: Ein so modernes Blatt dürfte den progressiven kriminologischen Ideen über den Umgang mit Tätern – nicht der Täter ist schlecht, nur die Tat – aufgeschlossen gegenüberstehen. Das sei aber nicht so, stellte Tabbert fest. Der „Guardian“ berichte wie andere Zeitungen auch. „Mainstream“, urteilt sie, etwas enttäuscht.

Und wie sieht das nun bei Kunstwerken aus? Wir haben Ulrike Tabbert gebeten, für uns drei Gemälde ihrer Wahl aus der Sammlung des Schweriner Museums kriminologisch-juristisch zu interpretieren.



Ulrike Tabbert (links) und Katharina Uhl im Museum



Der Rehabilitierte in den roten Schuhen

Ferdinand Bol: Josephs Traumdeutung im Gefängnis, 17. Jahrhundert

Vordergründig erzählt das Gemälde die biblische Geschichte aus dem Alten Testament. Joseph sitzt unschuldig im Gefängnis in Ägypten und bewährt sich dort als rechte Hand des Gefängnisaufsehers und als Traumdeuter unter den Gefangenen. Er deutet dem Mundschenk des Pharao, dass er in drei Tagen wieder frei sein werde. Dem Bäcker aber deutet er, dass er hingerichtet werde. Und genau so kommt es. Aus kriminologischer Sicht ist die Gefängniszene interessant, weil die drei Gefangenen nicht so aussehen, wie Gefangene im 17. Jahrhundert aussahen. Im Gefängnissen konnte damals von menschenwürdigen Bedingungen keine Rede sein. Täter galten als grundsätzlich schlecht, gehörten drakonisch bestraft und in lichtlose Verliese weggesperrt. Entsprechend verwahrlost sahen sie aus. Im „Graf von Monte Christo“ beschreibt Alexandre Dumas das drastisch. Aus der schlimmen Tat wurde auf den schlimmen Täter geschlossen. Niemand machte sich Gedanken über das, was den Strafvollzug heute bestimmt: die Angemessenheit der Strafe,

die Resozialisierung und Rehabilitation der Täter. Erst mit Jean-Jacques Rousseau, der das Gefängnis von innen kennenlernen musste, änderte sich der Blick. 1764 sagte der Begründer der klassischen Kriminologie, Cesare Beccaria, in seiner wegweisenden Abhandlung „Dei delitti e della pene“: Die Strafe soll der begangenen Verfehlung angemessen sein. Als Bol sein Bild malte, glaubte man, den Straftätern das Übel an ihrem Äußeren ansehen zu können. Cesare Lombroso hat Ende des 19. Jahrhunderts sogar versucht, das wissenschaftlich zu untermauern, indem er Schädel von Straftätern vermaß – seine Überlegungen dienten den Nationalsozialisten als Vorlage für ihre rassenbiologischen Theorien. Nichts von alledem aber sehen wir bei dem geradezu staatsmännisch auftretenden, prächtig gekleideten, schönen Joseph – der dann ja auch Staatsmann wird. Wir sehen schon den rehabilitierten Joseph. Oft genug ist die Kunst der gesellschaftlichen Wirklichkeit voraus. Das gilt auch für die Sicht auf Täter. Der Maler mag selbst gar nicht daran gedacht haben – sein Bild aber ist ein wundervolles Beispiel dafür.

Jeder Nagel erinnert an ein Opfer

Günther Uecker: „Weißer Schrei“, 1961

Der „Weiße Schrei“ ist eines der vielen Nagelbilder des Künstlers Günther Uecker, der an der mecklenburgischen Ostseeküste aufgewachsen ist. Als Fünfzehnjähriger musste er im Sommer 1945 tagelang angeschwemmte Leichen auf der Halbinsel Wustrow verscharren – Opfer des von britischen Bomben versenkten Häftlingsschiffs „Kap Arkona“. Uecker kam später in seinem Werk immer wieder auf das traumatische Erlebnis zurück. Auch hier. Das Bild ist zwar den anonymen Opfern gewidmet, aber wir denken bei Opfern beinahe zwangsläufig auch immer an die Täter. In diesem Fall geht es um die anonymen Täter des Nationalsozialismus. Das wirft die kriminologische Frage auf: Wie konnte es dazu kommen, dass einzelne Menschen oder Gruppen solche Taten begehen konnten? Woher kommt der Gruppenzwang selbst bei Verbrechen? 1971 gab es an der Universität Stanford ein Experiment dazu. Studenten wurden willkürlich durch Hölzchenziehen in Aufseher und Gefangene eingeteilt. Das Experiment musste bald abgebrochen werden, weil sich die „Aufseher“ anschickten, Greueln an ihren Mitstudenten zu verüben. Das in der Wissenschaft umstrittene Experiment bot eine erste Erklärung dafür, wie solche Straftaten in der Zeit des Nationalsozialismus möglich waren. Dazu kommt, dass die Rechtsordnung solche Verbrechen möglich machte. Die Strafnormen ändern sich mit der Gesellschaftsordnung. Der Soziologe Émile Durkheim sagt, dass Straftaten nun einmal zu einer Gesellschaft gehörten. Durch ihre Sanktionierung werden der Gesellschaft die geltenden Normen vor Augen geführt – und durchgesetzt. Ueckers Bild bringt



DER SCHEREN SCHNITT

Hummer werden in Deutschland nur vor Helgoland gefangen. Die Krebstiere sind gefährdet – vom Aussterben bedroht sind die Hummerfischer.

Von Andrea Freund
Fotos Lilo Tadday



Hält Kurs: Detlef Nitze ist einer der letzten Hummerfischer.

Frühmorgens, wenn die roten Klippen langsam erst wieder Farbe bekommen, wollte uns Iglo nicht mitnehmen: zu gefährlich! Mit all den Seilen und den Körben an Deck, die er und Scholle aus bis zu 20 Metern Tiefe hochholen. Womöglich dazu lange, glitschige Streifen Seetang, auf denen die Fotografin und die Reporterin ausrutschen und über Bord gehen könnten. 86 rechteckige Käfigkörbe mit Metallrahmen und Netzbespannung leeren sie bei jeder Fahrt, das muss schnell gehen: Hummer von hinten packen, die breiten Scheren vorne mit Kabelbinder fesseln, ab in die Kiste. Das alles in einem offenen Boot, das auf den Nordseewellen schaukelt.

Vielleicht wollte er uns auch nur den Anblick ersparen, wie sie die gefangenen Taschenkrebse noch an Deck töten, ihre Körper zurück ins Meer werfen („fressen die Fische“), die abgedrehten Scheren in riesigen Plastikkörben sammeln. Vier davon, bis oben hin gefüllt, landen sie an diesem Morgen im Binnenhafen an, dazu nur ein paar Hummer. Das ist seit Jahren das Beute-Schema: viel Taschenkrebs, wenig Hummer. *Homarus gammarus*, der Europäische Hummer, steht auf der Roten Liste, sein Bestand ist aber nur gefährdet. Auch im einzigen deutschen Fanggebiet rund um Helgoland. Vom Aussterben bedroht sind hingegen die, die ihm hier nachstellen. Die letzten Hummerfischer auf der Insel, es sind nicht mal mehr eine Handvoll. Mit ihnen wird ihr Beruf verschwinden wie der des Fischbeinausreißers und des Wasserstiefelmachers.

Iglo heißt eigentlich Detlef Nitze. So nennt ihn aber kaum jemand auf Deutschlands einziger Hochseeinsel, seit eine Besucherin vor Jahren miterlebte, wie der große, kräftige, bärtige Mann mit bloßen Händen beim Fischen mit Stellnetzen ackerte: „Klar, das ist Käpt'n Iglo“, soll sie gerufen haben – und Nitze hatte einen neuen Namen. Weil sein Mitarbeiter Andreas Schulz als Kind auf Sylt Schollen mit dem Dreizack fing, wird der Mann mit dem grauen Zopf „Scholle“ gerufen, so steht es auch in schwar-

zer Blockschrift auf dem Brustlatz seiner knallorange-farbenen Fischerhose. Acht Jahre schon fahren die beiden gemeinsam zur See, beliefern aus Nitzes „Werkstatt“ im kleinen Industriegebiet am Hafen die örtlichen Restaurants mit Hummern und den Scheren des Taschenkrebse, die im Helgoländer Friesisch, dem Halunder, „Knieper“ genannt werden.

Von Mitte April bis Anfang Oktober ist es das liebste Fingerfood der 1500 Einheimischen, der rund 3000 Urlauber und der bis zu 3000 Tagesgäste, die von Hamburg, Cuxhaven, Bülsum, Bremerhaven und Sylt für drei, vier Stunden herbeischippeln. Ein Wirt belegt sogar Pizza mit Knieperstückchen. „Die hohe Nachfrage können wir mit Ach und Krach bedienen“, sagt Iglo. Das Fleisch der braun-schwarzen Scheren kann für viele geschmacklich mit dem des Hummers mithalten.

Auch deshalb dümpelt der Hummer, obwohl selbst ein Großkrebs und sogar eine Delikatesse, in den kostspieligen Gefilden der Speisekarte. Mit rund 200 Euro für ein ganzes 1,5-Kilogramm-Tier, eine Portion für zwei, ist er den meisten aber vor allem zu teuer. Entsprechend wenig Order gehen dafür bei Iglo ein. Er selbst verkauft die Hummer zum Großhandelspreis von gut 30 Euro das Kilo. Auch direkt an Touristen, die ihn sich in der Ferienwohnung selbst zubereiten. Oder wie neulich diesen Viereinhalb-Kilo-Kerl, „der passte kaum in die Kiste an Bord“, direkt beim Anlegen an einen Helgoländer, „der bevorzugt die großen“. Den Zahlen nach ist Nitze ein Knieperfischer, aber sein Herz, das gehört dem Hummer.

Diesem urtümlichen Krustentier, das Kinderbuchautor James Krüss, der wohl berühmteste Insulaner, wegen seines Panzers und seiner zwei großen und vier kleineren Zangen als „sechsfach bewaffneten Ritter“ bezeichnete. Er kann etwa 60 Jahre alt werden, mehr als einen halben Meter lang und neun Kilogramm schwer, wenn er nicht vorher einem Fischer ins Netz geht. Der Schatz der roten Klippen, die 61 Meter hoch aus den Wogen ragen, verbirgt



Aus dem Meer auf den Teller: Damit das Fleisch zart bleibt, kocht frischer Hummer (oben rechts) nur zehn Minuten in heißem Wasser und zieht dann noch etwa eine Stunde. Dabei bekommt er seine rote Farbe.



Stehen Spalier für Tagesgäste, die im Südhafen von Bork gehen: Die Hummerbuden auf Helgoland haben nach dem Krieg die Hütten der Hummerfischer ersetzt. Heute sind es Läden, Galerien, Gaststätten.

DER SCHEREN SCHNITT

sich unterseeisch, im ausladenden Felssockel, der sich von den Klippen über das bei Ebbe trockenfallende Felswatt bis weit in die Nordsee ausdehnt und seit 1981 auf 60 Quadratkilometern Naturschutzgebiet ist; Helgoland selbst misst, zusammen mit der benachbarten „Düne“, nur 1,7 Quadratkilometer. In den Spalten und Höhlen dieser Felsmasse findet der nachtaktive Hummer Schutz am Tag und bei der Häutung. Mit den Jahren wachsen Hummer kaum mehr in die Länge, sondern legen sich immer imposantere Knack- und Greifscheren zu: Weibchen wählen ihr Männchen nach der Größe dieser Werkzeuge aus, um sich dann in dessen Höhle befruchten zu lassen. Ob die Männchen dafür ihre Scheren aus ihrer Bleibe hängen lassen, während die Weibchen begutachtend vorbeikriechen?

Fängt Iglo außerhalb der Schon- weil Paarungszeit vom 15. Juli bis 31. August ein eiertragendes Weibchen, liefert er es zu Forschungszwecken bei der „Bio“ ab, der Biologischen Anstalt auf Helgoland. Sogar Weibchen ohne Eier wirft er zurück ins Wasser, obwohl das nicht gefordert ist. Angelandete Tiere müssen ansonsten mindestens elf Zentimeter lang sein, vom Stirnhorn bis zum Ende ihres Brustpanzers, nicht bis zum Schwanzfächer, damit sie noch weiter wachsen, mit etwa sechs Jahren geschlechtsreif werden und ihren Beitrag zur Erhaltung der Art leisten können. Nitze nimmt grundsätzlich nur solche von 13 Zentimetern an, beim Hochholen der Körbe gemessen mit schnellem Expertenblick.

Vor seiner Werkstatt flattert, neben einem schiff förmigen Blumenkasten aus Holz, sein Firmensymbol: eine dreifarbige Helgolandflagge. „Grün ist das Land, rot ist die Kant, weiß ist der Sand, das sind die Farben von Helgoland“ – darauf ein schwarzer Hummer, das Motiv hat er selbst entworfen, „ist auch auf meinem Briefpapier“. Die Einfahrt ist gerade so breit, dass Iglo seinen E-Karren dort parken kann. Autos sind auf der Insel verboten, dafür surren umso mehr Zehn-Stundenkilometer-Vehikel wie Insekten umher. Iglo und Scholle entladen ihre Fracht. Scholle kippt die Knieper in einen großen Bottich, in dem schon das Wasser blubbert. Durch die aufsteigenden Blasen bewegen sich die Scheren im Dampf, als wollten sie ein letztes Mal zuschnappen.

Sie werden vorgegart, denn die Restaurantküchen nehmen erst gegen elf Uhr ihre Arbeit auf. „Bis dahin entwickeln die Knieper sonst Ammoniak“, sagt Nitze. Sie bestehen aus purem Eiweiß, und die Zersetzung beginnt früh. Ein Kunde hat seine Lieferung mal bis nachmittags in der Sonne liegen lassen, sie wurde ungenießbar: „Der hat von mir nichts mehr bekommen!“

Die Hummer wiegt er einzeln ab, an diesem Morgen hat er sechs Bestellungen. Auch vom Hotel Insulaner, wo Chefkoch Jens Ramke den besten Hummer weit und breit zubereitet: im Ganzen als Portion für zwei oder als Ragout – schwarze Sepia-Nudeln, dazu Queller (Seespargel, grün), Tomaten, einen gelben Safran-Anis-Schaum als Sauce und darin Hummerfleisch-Stückchen. Bis zur Auslieferung versenkt Nitze die rotbläulich schimmernden Krustentiere in einem Bassin, ein paar hocken hier schon. „Ich sehe aber immer zu, dass ich sie nicht zu lange habe.“ Er will nicht, dass die Tiere unnötig leiden. Einmal hat Iglo miterlebt, wie sich ein Hummer in seinem Becken häutete: „Erst dachte ich, der sei krank.“ Aber dann sah er, wie das Tier seinen Panzer am Rücken regelrecht aufsprengte und sich selbst herauswand, erst den Schwanz, dann den Oberkörper und die vorderen Gliedmaßen. Zuvor hungerte sich der Hummer Gewicht ab, damit das Fleisch seiner Scheren

bei diesem Rückzug durch die sehr viel kleineren Gelenke passt. „Eine halbe Stunde lang habe ich einfach nur zugehört“, staunt Iglo noch immer. „Das war phänomenal.“

Fast durchscheinend ist die neue Hummerhaut. Ihr Besitzer ist ein gefundenes Fressen, wenn er keinen Schutz findet. Es dauert fast einen Monat, bis die neue Schale wieder aushärtet. Auch deshalb geht es Nitze nah, wenn er mitbekommt, dass seine Abnehmer die Hummer nicht wirklich würdigen, sondern nur das nach dem Kochen hellrote Fleisch verwerten: „Dabei könnte man aus den Schalen einen wunderbaren Fond herstellen.“

Der zugewanderte Insulaner liebt Fisch und gutes Essen. Das war schon „drüben“ so, wie sie das Festland hier nennen. Er wuchs in Cuxhaven auf, 55 Kilometer entfernt, wo er als Jugendlicher immer mit dem Fahrrad zur Fischhalle fuhr, um hinterher im Schrebergarten Fisch zu grillen. Sein Vater wollte, dass er Matrose wird. Er lernte Maurer und blieb an Land, weil er das Motorradfahren liebte. Dann fand er einen Job ausgerechnet auf diesem Felsbrocken mitten im Meer, wo Autos verboten sind und Erwachsene nicht mal Fahrrad fahren dürfen (nur Treroller, mit Scheibenbremse), damit im Schwarm der Tagestouristen, der mittags von halb eins an erst die Promenade und dann die Insel flutet, niemand zu Schaden kommt.

An ein Motorrad war erst recht nicht zu denken. Anfangs fuhr er deshalb jedes Wochenende nach Hause, dann immer weniger. „Meine Familie, meine Freunde waren hier“, sagt er, „und meine Leidenschaft.“ Die entdeckte er vor 30 Jahren, als ein alter Hummerfischer jemanden brauchte, der ihm zur Hand ging. Da war die große Ära der Hummer auf Helgoland schon lange vorbei und ging ihrem historischen Tiefstand entgegen.

Als gelobtes Hummerland galt Helgoland bis zum Zweiten Weltkrieg. An die 80.000 Tiere holten mehr als 100 Fischer jährlich aus dem Meer, bei einem Bestand von geschätzt mehr als einer Million Exemplare. Knieper gab es damals wenig, er war ungeliebter Beifang. Hummer gab es so viel, dass er auch in die Erbsensuppe kam. Vor allem aber verkauften die Fischer ihren Hummer, gebettet zwischen Schichten aus Seetang und Eis, damit er lebend ankam, bis nach Hamburg und Berlin – die Städte

schwärmten von seinem zarten, nussigen und leicht süßlichen Aroma. Im 19. Jahrhundert, als Helgoland englisch war, verschifften die Insulaner das Schalentier als „englischen Hummer“ bis nach London.

Nach dem Krieg nahmen die Hummerfänge rapide ab. Vielleicht lag es am Bombardement, mit dem die Engländer die Insel bis 1945 und noch danach überzogen. Vor 70 Jahren, am 18. April 1947, zündeten sie fast 7000 Tonnen Sprengstoff in ihren Bunkerstollen, um sie endgültig zu zerstören. Die Rauch- und Aschesäule, Hunderte Meter hoch, sah man sogar von Cuxhaven aus, doch der Buntsandstein pufferte die größte nichtatomare Explosion der Menschheitsgeschichte ab. Heute erinnert noch der riesige Krater an der Westseite daran, das „Mittelland“ zwischen Ober- und Unterland. Man kann sich leicht vorstellen, dass bei dieser Verwüstung auch der Lebensraum der Hummer stark beschädigt und Tiere getötet wurden.

Vielleicht waren es auch die Chemikalien, die in diesen Jahren ins Meer gelangten. Vielleicht schlug die jahrelange Überfischung zu Buche. Und dass die Fischer, wie man sich erzählt, den Hummerweibchen ihren Laich noch an Bord wie Kaviar vom Körper kratzten – und ganze Generationen damit auf einen Schlag verputzten.

Vielleicht lag es aber auch an der generellen Meeresverschmutzung, wie der 85 Jahre alte Erich Nummel Krüss vermutet. Der einstige Hummerfischer hat als Kapitän die Weltmeere befahren und ist nur entfernt mit James Krüss verwandt. Nummel Krüss vertritt die These, dass es einen „Hummertreck“ gibt, dessen Route durch den „Dreck“ im Wasser beeinträchtigt wird: „Von England kamen im Frühjahr immer die Hummer, glatt und schier“, sagt er, also Exemplare mit glänzender und unverfälschter Schale. Die anderen, mit Seepocken und Seetangfetzen am Leib, seien die „setten Hummer“ gewesen, quasi die, die hocken geblieben waren.

Isabel Schmalenbach hingegen sagt: „Es gibt keinen Hummertreck!“ Die „neuen“ Hummer seien schlichtweg jene, die sich vor kurzem gehäutet hätten. Die Forscherin an der Biologischen Anstalt Helgoland des Alfred-Wegener-Instituts (AWI) verweist zudem darauf, dass die Tiere vor Helgoland eine genetisch eigene Population seien. Jahrelang hat sie in einer Halle des Instituts am Binnenhafen, wo Iglo morgens immer anlegt, in einem Projekt gearbeitet, mit dem das Leben der Hummer erforscht wurde. Seit 1999 wurden dazu aus den Eiern der auch von Fischern abgegebenen Weibchen Junghummer gezogen, die im Alter von einem Jahr markiert ausgesetzt wurden – seit einigen Jahren auch im Beisein von Hummerpaten. So wurde die Öffentlichkeit eingebunden in eine Arbeit, die nicht vorrangig der Wiederaufstockung des Bestands diene, auch wenn es oft so wahrgenommen wurde. Zwar leistete das Programm einen „positiven Effekt“, die insgesamt rund 12.000 ausgesetzten Junghummer hätten aber bei weitem nicht ausgereicht, um die Population nachhaltig zu stärken. Schmalenbach schätzt ihre Zahl auf etwa 20.000, sie stagniere seit Jahrzehnten auf diesem niedrigen Niveau. Vor wenigen Tagen ist das Projekt der Umweltwissenschaftlerin zu Ende gegangen, die Aufzucht der Hummer soll eine private Firma übernehmen. Mittelfristig soll es aber am AWI auch wieder Patenschaften geben.

Und der Hummer? Muss sich mit dem Knieper („Kniefer“) um Höhlen kabbeln. Dessen Bestand legt schneller zu, weil er wesentlich rascher wächst, zumal der Dorsch, des Kniepers größter Feind, seit den neunziger Jahren aus der sich erwärmenden Nordsee in kühlere Gewässer abgewandert ist. Dem Hummer, zumal, wenn er noch nicht so groß ist, kann der dicklippige Seeskorpion gefährlich werden, im übrigen aber vor allem der Mensch. Eine Fangquote braucht er dennoch nicht, angesichts der geringen Nachfrage und der wenigen Hummerfischer. Neben Nitze sind das vor allem der 75 Jahre alte Klaus Köhn, der aus einer alten Helgoländer Hummerfischer-Sippe stammt, und sein Sohn Sven, 43 Jahre alt, der freimütig sagt, „dass ich das nie machen wollte und mich inzwischen damit abgefunden habe, es ist ja doch ein guter Zusatzverdienst.“

Sie alle betreiben die Hummerfischerei nur nebenberuflich mit ihren Börtebooten – zehn Meter lang, drei Meter breit, aus Eichenholz und mit Dieselmotor. Obwohl sie aussehen wie ein besseres Ruderboot, sind sie tatsächlich hochseetauglich. Damit werden tagsüber Touristen von den Seebäderschiffen aus Büsum und Bremerhaven und im Sommer von den auf Reede liegenden Kreuzfahrtschiffen zur Landungsbrücke und wieder zurück bugsiert. Noch. Denn das neue Schiff aus Cuxhaven, die „Helgoland“, legt wie der Katamaran aus Hamburg direkt an der



Mögen Hummer: Forscherin Isabel Schmalenbach und Jens Ramke, der Chefkoch im Hotel Insulaner

Pier vorne im Südhafen an. Damit die „Dampferbörte“ nicht eines Tages selbst ausgebootet wird – ihr Bestand ist schon merklich geschrumpft –, hat die Gemeinde Helgoland Anfang April die Aufnahme ins Unesco-Register des immateriellen Weltkulturerbes beantragt. Was allerdings dauern kann.

Detlef „Iglo“ Nitze hat seine eigenen Erfahrungen damit, Dinge bewegen zu wollen. Von der Qualität und dem Geschmack des Helgoländer Hummers ist er nicht erst überzeugt, seit dieser bei einem Testessen internationaler Köche in einem Hamburger Luxushotel vor Jahren am besten abschnitt – auch gegen Lobster aus Amerika. Mehrfach hat er deshalb versucht, seinen Hummer auf dem Festland zu vermarkten, allerdings vergeblich: „Die wollten nur die Hälfte vom Großhandelspreis zahlen.“ Das konnte er nicht akzeptieren. Zumal einiges an Importware aus Hummerfarmen komme, was nicht nachhaltig sei: „Da muss man mehr Fisch als Futter reinstecken, als man rausbekommt.“

Am Spätnachmittag fahren wir dann doch noch mit Iglo hinaus. Fürs Foto einmal rund um Helgoland. Der Wind weht nur sacht aus Südost, das Meer wogt sanft, als wir mit seinem Börteboot raus aus dem Binnenhafen düsen, links Helgoland, rechts die vorgelagerte „Düne“,

die bis 1721 mit der Hauptinsel verbunden war. Buchstäblich mit einer Pobacke steuert Iglo seine „Sellebrunn“. Rot leuchten die Lange Anna und der Lummenfelsen im Sonnenlicht, obendrauf, wie in Stockwerken, Lummen, Bassröpel, Fotografen. Wir schauen hinab ins erstaunlich klare Wasser, wo uns Iglo die von oben olivgrünen Laminaria-Tangwälder zeigt, wo die Weibchen nach acht bis zehn Monaten Tragezeit ihren Laich ablegen.

Iglo, der so gut schweigen kann, kommt ins Plaudern. Dass es nur einen gibt, dem er Hummer aufs Festland liefert, weil er „wirklich alles verwendet“: Oliver Schulz in Hemer in Westfalen, der ehemalige Chefkoch im Hotel Atoll, das inzwischen an Arbeiter im nahen Windpark vermietet ist. Und weil er den lebendigen Hummer direkt in Cuxhaven am Schiff abholt, „abends ist der dann wieder im Wasser“. Schulz ist längst ein Freund. Von ihm hat er gelernt, wie man Hummersauce macht: Schale zerkleinern, in Öl rösten, dazu frische Tomatenstückchen, Weißwein, Wasser und mehrere Stunden sieden und ziehen lassen. Dann abseihen, Rahm dazu, ein Hauch Trüffelbutter und schaumig schlagen. Oder mit Apfel und Birne, ein Hauch Curry, „da verbindet sich die Süße der Frucht mit dem Salzigen des Hummers“. Zum Schluss das vorgekochte Hummerfleisch hinein, ziehen lassen, fertig – „als Sößchen oder Suppe“.

Nitze ist jetzt 57. Wenn Sven mal aufhört, sagt er, wird's keine Hummerfischer mehr geben. Aber bis dahin ist noch Zeit. Und Iglo erfüllt sich vielleicht doch noch einen Traum und eröffnet einen Imbiss. Am Binnenhafen, der teilweise baufällig ist und in den nächsten Monaten aufgehübscht werden soll. Vielleicht auch direkt in der Reihe der bunten Hummerbuden, wo es bisher kaum Restaurants gibt, in denen man bei schönem Wetter draußen sitzen kann. Er würde morgens Hummer und Knieper fangen und mittags, wenn die Tagestouristen von Bord kommen, frische Scheren, Ragout, mit Dip, seine Sauce oder die süßsalzige Suppe auftischen. Und dazu Geschichten von den Hummerklippen. Wahre Geschichten. ◀



Helgoländer Fischer gaben dem Hummer bis etwa 1920 einen Korb aus Treibholz, den sie mit einem Stein von der Insel beschwerten.

ALLES IM GRIF

Der Tscheche Adam Ondra gilt als bester Kletterer der Welt. Sechs Orte einer außergewöhnlichen Karriere.

Von Bernd Steinle

Yosemite

Es ist ein mythischer Ort für Kletterer. Ein Ort der Kletterräume, der Kletterlegenden. An den monströsen Big Walls der Granitriesen im Yosemite National Park, den einen Kilometer hohen senkrechten Felswänden, treffen sich seit Jahrzehnten die Besten der Welt. Berge wie der Half Dome und der El Capitan zählen zum Weltnaturerbe der Klettergeschichte. Im Oktober 2016 war Adam Ondra zum ersten Mal im Yosemite Park. Als Anfänger, gewissermaßen. „Es war ziemlich spannend oder vielleicht auch bescheuert, dass ich als totaler Big-Wall-Amateur da war, auch mein Kletterpartner nie an einer Big Wall unterwegs gewesen war – und wir uns einfach mal die schwerste Big Wall der Welt ausgesucht haben. Aber es hat geklappt.“ Ondra schaffte die zweite freie Begehung der „Dawn Wall“ am El Capitan, die als schwierigste Mehrseillängenroute der Welt gilt. Acht Tage verbrachte er in der Wand – die Erstbegeher Tommy Caldwell und Kevin Jorgeson hatten 16 Tage benötigt. Die Kletterwelt war baff. „Der Stil des Big-Wall-Kletterns im Yosemite ist ganz besonders“, sagt Ondra. Man ist extrem ausgesetzt, schläft im Hängebett, Hunderte Meter über dem Boden, ist zuweilen fragwürdig abgesichert, hat nur winzigste Griffe und Tritte im glatten Granit. „Als ich ankam, war ich wohl etwas zu ehrgeizig. Ich dachte: Es ist eine Big Wall, okay, aber ich bin in der ganzen Welt geklettert, ich werde das lernen, ich habe keine Angst. Ich dachte, es würde kein allzu großes Problem werden. Da lag ich total falsch.“ Ondra hatte zu kämpfen. Der Optimismus war bald verdrängt von der Gewissheit: Es wird härter als erwartet. „Erst nach Wochen hatte ich mich so an den Kletterstil gewöhnt, dass Selbstvertrauen und Zuversicht zurückkehrten.“ Dazu kam das Glück: Als es ernst wurde, erwischte er eine Woche mit perfekten Wetterbedingungen. Am 21. November 2016 hatte Ondra die Wand geschafft. Auf Facebook schrieb er: „Mission accomplished“.



Paris

München, Olympiastadion, 23. August 2014. An diesem Tag wurde unter dem geschwungenen Zelt der Arena die Weltmeisterschaft im Bouldern entschieden. Bouldern bedeutet Klettern in Absprunghöhe, es ist eine der drei Wettkampf-Disziplinen neben dem Speedklettern und dem klassischen Lead- oder Vorstiegsklettern. In der Karriere des Adam Ondra wurde es ein unvergesslicher Tag: Er wurde Boulder-Weltmeister, und das, nachdem er im selben Jahr schon den WM-Titel im Leadklettern gewonnen hatte – diese Kombination hatte noch keiner vor ihm geschafft. Für Ondra selbst war der Erfolg bei der WM 2016 in Paris aber fast noch mehr wert: wieder Gold im Leadklettern, dazu Zweiter im Bouldern – und das innerhalb von nur fünf Tagen. Mit sechs Jahren schon hatte er seinen ersten Wettkampf gewonnen, mit sieben hegte er den Traum, Profi zu werden. Mit 13 bewältigte er schwierigste Kletterrouten, mit 16 gewann er seinen ersten Weltcup. Heute ist er für viele der beste Kletterer der Welt. Weil er so vielseitig ist wie kein anderer. Die meisten Kletterer spezialisieren sich inzwischen auf eine Wettkampf-Art. Dadurch wird das Niveau in den einzelnen Disziplinen immer höher, und die Anforderungen dafür klaffen immer weiter auseinander. „Wegen der Attraktivität für die Zuschauer erinnern Boulder-Wettkämpfe heute oft schon an Parkour, was ich nicht wirklich toll finde“, sagt Ondra. „Beim Klettern sollte es ums Klettern gehen und nicht darum, etwas einzuführen, was es am Fels gar nicht gibt.“ Um so erstaunlicher ist, dass Ondra auf so viele Arten



Flatanger

Es sieht aus wie ein Code: 9b+. Es ist aber ein Kürzel für den Schwierigkeitsgrad einer Kletterroute – einer extremen Kletterroute. 9b+, das ist der höchste Schwierigkeitsgrad, der jemals geklettert wurde. Adam Ondra hat drei solcher 9b+-Routen als Erster durchgestiegen. Routen, bei denen man sich kaum vorstellen kann, wie ein Mensch sich dort überhaupt festkrallen oder gar fortbewegen kann. Im Jahr 2012 eröffnete er die 50 Meter lange Route „The Change“, in einer Höhle in Norwegen, in der Nähe des Ortes Flatanger. Ondra hatte als jugendlicher Bilder der Höhle im Internet entdeckt, sie ließen ihn nicht mehr los, und als er die Schule endlich abgeschlossen hatte, machte er sich umgehend auf nach Norwegen. „Als ich zum ersten Mal dort ankam, waren da vielleicht zwölf Routen.“ Er begann, seine eigenen Linien zu suchen und sie als Kletterrouten zu eröffnen. Immer wieder fuhr er über die Jahre hin. „Dort sind einige der wichtigsten Routen, die ich je geklettert bin.“ Wie etwa „The Change“. Monatlang hatte er sich an der Route abgearbeitet, sie immer wieder aufs Neue versucht, sie regelrecht belagert. Auch das macht für ihn den Reiz des Lebens als Kletterer aus: sich über Wochen in einen Ort wie Flatanger zu vertiefen, in ein perfektes Klettergebiet in herrlicher Landschaft, ein einfaches Leben auf dem Campingplatz, „nur mit ein paar anderen Kletterern, dem Besitzer des Campingplatzes und ein paar Fischern“. Der 24 Jahre alte Ondra ist in einer Art Kletter-Biotop groß geworden. Eltern, Freunde, Bekannte – Klettern war allgegenwärtig in seiner Kindheit in der tschechischen Stadt Brünn. Doch Klettern, wie Ondra es betreibt, bedeutet auch, Grenzen zu verschieben. Oder es zumindest zu versuchen. Deshalb ist die 9b+ längst nicht das Ende aller Träume. Im Moment arbeitet er an zwei Projekten, einem in Flatanger und einem am Gardasee, die sich um den nächsten Schritt drehen: eine 9c-Route zu eröffnen. „Ich liebe die Herausforderung“, sagt Ondra. Aber es ist nicht nur das. „Wenn man weiß, wie es sich anfühlt, eine 9b zu klettern, macht eine 8c nicht mehr ganz so viel Spaß. Und wenn ich in Flatanger ankomme und sehe eine 8a und eine 9c, dann sieht die 9c einfach schöner, beeindruckender und verlockender aus.“

Weltspitze ist – am Fels und in der Halle, im Bouldern und im Lead-Klettern. Und seit der Durchsteigung der Extremroute „Dawn Wall“ am El Capitan im Yosemite National Park auch im Big-Wall-Klettern. „Ich wollte immer möglichst universell klettern, weil mir das am meisten Spaß macht.“ Eine Disziplin helfe ihm bei der anderen weiter. Und welche ist ihm am liebsten? Zwei WM-Titel in einem Jahr zu gewinnen, sei schon großartig gewesen, sagt er. Aber: „Kein Vergleich zu dem Gefühl, wenn man eine Route am Fels wie ‚The Change‘ geschafft hat.“



Gardasee

An diesem Ort schlägt das Herz des Sportkletterns. In Arco, in der Nähe des Gardasees, treffen sich jedes Jahr Tausende zu einem der ältesten Kletterwettbewerbe: dem Rock Master, einem mehrtägigen Festival, das live im italienischen Fernsehen übertragen wird, mit einer Million Zuschauern. Arco ist ein Zauberwort für Kletterer, und Adam Ondra ist da keine Ausnahme. „Ich war schon als kleines Kind als Zuschauer hier und wollte unbedingt mal beim Rock Master mitmachen.“ Einmal wurde er als Junge gefragt, was sein Traum sei. „Ich antwortete: den Rock Master gewinnen.“ 2011 war es so weit, zum ersten Mal. 2015 und 2016 folgten die Siege zwei und drei. In diesem Jahr wird der Rock Master in Arco vom 24. bis 27. August der einzige Weltcup-Wettbewerb sein, in dem Ondra antritt. Er ist heute selbst ein Idol, die Region Garda-Trentino hat ihn als Botschafter verpflichtet. Ondra, der 2016 ein Bachelor-Studium der Wirtschaftswissenschaften in Brünn abge-

schlossen hat, kann es sich leisten, in Sachen Sponsoren wählerisch zu sein, er hat auch schon Angebote abgelehnt, wenn sie nicht zu seinen persönlichen Idealen passten. „Ich muss dem Sponsor und der Idee, die hinter seinen Produkten steckt, vertrauen können.“ Bei Garda-Trentino hat er da kein Problem – an den Felsen dort ist er seit Jahren selbst unterwegs. Vor kurzem schaffte er die erste 9b-Sportkletterroute in Arco, die „Queen Line“, und auch eine 9c-Route hat er in der Region schon im Auge. Der Ort hat auch deshalb besondere Bedeutung für ihn, weil er sich hier in seiner eigenen Welt bewegen kann. „Wenn ich eine wirklich harte Route klettere, kann ich das nicht wie sonst genießen. Das ist dann Autopilot.“ Unbewusste Züge, gesteuert von Intuition und Erfahrung. Bewegungen, an die er sich später oft nicht mal mehr erinnern kann. „Diesen psychologischen Zustand kann man, glaube ich, nur erreichen, wenn man etwas zu 100 Prozent beherrscht.“ Wie Adam Ondra das Klettern.

Tokio

Klettern boomt. Die Zahl der Kletterhallen in Deutschland wächst, die der Kletterer sowieso. 500.000 sind es nach Schätzungen, unter ihnen viele junge Leute, die damit Individualität, Freiheit, Unterwegssein, Gemeinschaftsgefühl verbinden. Eine lukrative Zielgruppe, das haben auch die Herren der Ringe erkannt. Deshalb soll der Klettersport nun helfen, der angeschlagenen Marke Olympia Auftrieb zu verleihen: Bei den Sommerspielen 2020 in Tokio ist Sportklettern erstmals olympisch. Schon jetzt ist in der Szene aber ein heftiger Streit über die Olympia-Premiere entbrannt. Der Grund: Trotz der drei etablierten Kletterdisziplinen soll in Tokio nur ein Medaillensatz vergeben werden. Aus diesem Grund wurde für die Spiele ein neues Wettkampfformat entwickelt, eine Kombinationswertung aus Speedklettern, Leadklettern und Bouldern, deren Sieger in einer Punktewertung errechnet wird. Das bringt viele Kletterer auf die Palme – auch Adam Ondra. Er hält die Kombination für Nonsens: weil das Speedklettern, bei dem eine vorgegebene Standardroute auf Zeit durchgestiegen wird, nichts mit dem kreativen Geist des Kletterns zu tun habe; weil die Kombinationswertung eine für Zuschauer schwer durchschaubare artifizielle Wettkampfform sei; und weil das Format eher Allroundqualitäten belohne als individuelle Klasse in einer Disziplin und so nicht die ganze Attraktivität des Sports zeige. Ondras Widerwille geht so weit, dass er seine Teilnahme an den Spielen in Tokio schon in Frage stellt, was die Branche umgehend in Wallung brachte: Was wäre eine Olympia-Premiere ohne den Star der Szene wert? Noch will Ondra sich nicht endgültig festlegen. „Ich würde gerne in Tokio teilnehmen“, sagt er – in der Erwartung, dass das letzte Wort in Sachen Olympia-Format noch nicht gesprochen ist. Und wenn doch: „Hoffen wir, dass Klettern auch 2024 bei Olympia dabei sein wird – dann mit einem neuen Format.“



Himalaja

Es gibt kaum einen Kletterer, den sie kalt lassen: die höchsten Berge der Welt, die Gipfel der Himalaja. Doch die raunenden Beschwörer düsterer Bergmythen, wie sie einst an den Achtausendern zu Werke gingen, die harteibigen Eroberer-Typen, die den Schrecken der Todeszone mit eisernem Willen trotzen, scheinen auf den ersten Blick weit entfernt von der bunten, lebenslustigen Kletterszene, in der Adam Ondra zu Hause ist. Und tatsächlich sind für Halle oder Himalaja, Sportklettern oder Höhenbergsteigen ganz unterschiedliche Qualitäten gefragt. „Auf einem Achtausender zu stehen war schon immer ein Traum von mir“, sagt Ondra. Aber es soll schon der Richtige sein. Das heißt: „Ein Berg, an dem es vor allem ums Klettern geht.“ Allein auf die Acht am Anfang kommt es für Ondra nicht an. „Es gibt Achtausender, da geht es eher ums Laufen, und wenn du tatsächlich mal klettern musst, dann nicht am Fels.“ Nichts für ihn, denn: „Was das Laufen im Schnee angeht, gibt es Leute, die besser sind als ich.“ Für einen schwierigen Fünf- oder Sechstausender im Karakorum oder in Südamerika dagegen würde er sogar einen längeren Anmarsch im Schnee in Kauf nehmen. „Klar, es ist kalt und alles. Aber dann kommst du am Fuß einer wunderschönen Wand an und fängst an zu klettern.“ Diese greifbare Welt, die Welt der Linien, Kletterzüge und Bewegungsfolgen, ist ihm weit näher als die Planung wochenlangender Expeditionen in die höchsten Sphären des Alpinismus. Zumindest im Moment noch. „Am Ende ganz oben auf einem Achtausender zu stehen, muss schon ein großartiges Gefühl sein“, sagt er. „Aber du musst dafür auch viele Opfer bringen. Angefangen beim Hochlaufen.“





Rafael

„Es ist Trumps Recht, eine Mauer zu bauen“, sagt Rafael Sainz, 53, Hotelbesitzer in Troncones. „Die Regierung von Mexiko sollte sich um ihre Leute kümmern, dann müssten die Menschen nicht woanders hin, um ein besseres Leben und Arbeit zu finden. Es ist unsere Verantwortung. Die Regierung hier sollte effizienter und ehrlicher arbeiten. Das müsste doch möglich sein.“



Ana

„Ich glaube, statt die Welt zu teilen sollte man integrieren und lieben“, sagt die 33 Jahre alte Ana Holave, die Schmuck in Tulum verkauft. „Das ist doch das Wesentliche auf der Welt.“

Sian

„Schlimme Idee“, meint Sian Macondo, 23, von Kite Surf Pro in Tulum. „Es sollte keine Mauern geben. Das wäre nur Zeitverschwendung.“

MÉXICO MI AMOR

Von diesem Land machen sich viele ein simples Bild. Dabei hadert Mexiko schon genug mit sich selbst.

Von Timo Frasch
Porträts Lottermann and Fuentes

In den vergangenen Jahren habe ich nur aus der Ferne auf Mexiko geschaut: Drogenkrieg, bestialische Morde, Korruption, wirtschaftliche Stagnation – das Land, in dessen Hauptstadt ich Anfang des Jahrtausends für zehn Monate studiert und eine großartige Zeit gehabt hatte, schien sich in die Richtung entwickelt zu haben, aus der Kolumbien kam. Das prägte dann auch die Vorbereitungen für meine jüngste Reise zurück in die Vergangenheit. Ich kaufte mir zum Beispiel einen dieser Geldbeutel, die man am Gürtel befestigt und zwischen Unterwäsche und Hose trägt. Vor 15 Jahren hatte ich den noch nicht. Als ich damals mit meinen Eltern, die mich besuchen kamen, mit der U-Bahn vom Flughafen zu ihrem Hotel fuhr, vor dem, wie sich später herausstellen sollte, nachts auf der Straße der Müll verbrannt wurde, da entstand im Waggon ein kleiner Tumult ohne erkennbare Ursache. Ich sagte zu meinen besorgten Eltern, im guten Gefühl, selbst schon Halbmxikaner zu sein: So ist es hier, das pralle Leben! Wenig später griff ich nach meinem Portemonnaie in der Hosentasche – weg. Bargeld weg, Kreditkarte weg, Bustickets nach Acapulco weg. Schlechter hätte der Besuch nicht beginnen können. Klischeehafter auch nicht.

Das konnte mir mit dem neuen Geldbeutel nicht mehr passieren. In Mexiko angekommen, merkte ich aber schnell, dass man dafür einen Preis bezahlen muss: Wenn man etwa vor den Augen eines mexikanischen Kellners mühsam die Pesos aus dem Hosennieren fischt, entsteht der für beide Seiten schale Eindruck, man wöhne sich hier unter Wölfen oder im Dschungel. Davon ist Mexiko trotz allem ein ganzes Stück entfernt. Man kann in dem Land nicht nur einen wunderbaren Urlaub verbringen – Bacalar! Tulum! San Cristóbal de las Casas! –, sondern auch gut leben. Zumindest dann, wenn man das nötige Geld hat und nicht gerade ein Investigativjournalist ist mit dem Spezialgebiet Drogenkriminalität. Selbst die U-Bahn von Mexiko-Stadt ist ein durchaus zu empfeh-

lendes, praktisches und preiswertes Fortbewegungsmittel – man darf sich nur nicht so dumm anstellen wie ich.

Gut möglich jedoch, dass man sie nie benutzt – sofern man einen Mexikaner kennt, der ein Auto hat und dann mit ziemlicher Sicherheit Wert darauf legt, einem als Fahrer, Führer, Freund zur Verfügung zu stehen. So erging es mir bei meinem jüngsten Besuch. José Luis kümmerte sich nicht nur rührend um mich und meine Partnerin, er trug auch jeden Tag ein anderes Trikot einer Bundesliga-Mannschaft – zu Ehren der Besucher und des deutschen Fußballs. Dieser wird in Mexiko hochgeschätzt, spätestens seit die deutsche Nationalmannschaft mit Peter Alexander zur Weltmeisterschaft 1986 in Mexiko gesungen hatte: „México mi amor“.

Schon vor 15 Jahren trat folgender Fall öfter auf: Freunde aus dem Südosten von Mexiko-Stadt wollten eben dort feiern gehen, zusammen mit Freundinnen aus dem Norden. Deutsche würden an dieser Stelle erfahrungsgemäß sagen: Wir sehen uns im Club. Sprich: Jeder schaut, wie er dorthin kommt. Nicht so die Mexikaner. Die holen die Frauen ab und bringen sie wieder nach Hause. Insgesamt zwei bis drei Stunden Fahrt durch das nächtliche Mexiko-Stadt kamen da schon mal zusammen. Entschädigt wurde man an einem der Taco-Stände, die zum Teil rund um die Uhr geöffnet haben. An ihnen bekommt man ausgezeichnetes Essen, das freilich so gut wie nichts mit dem zu tun hat, was in Deutschland als mexikanisch verkauft wird. Trotzdem habe ich mich, wenn ich morgens um sechs Uhr übernächtigt im Fond des Autos kauerte, öfter gefragt: Warum machen die das? Dann habe ich mich bestenfalls noch als Viertelmxikaner gefühlt.

Das reichlich simple Bild, das man sich in Deutschland von den Mexikanern macht – ein irgendwie possierliches Völkchen mit großen Hüten, die aber in Mexiko kein Mensch trägt – steht im Gegensatz zu ihrer tatsächlichen Komplexität, Geheimnisfülle und Zerbrechlichkeit, an der



Antonio

„Das ist alles ein großer Fehler!“ Mehr will Antonio, 35 Jahre alt, Pferdebesitzer aus Troncones, nicht zu dem Thema Vereinigte Staaten sagen.



Juan

„Ich glaube, wir sind alle frei als Menschen“, sagt Juan Sanchez, 40, Kellner im „El Rey de Suadero“ in Mexiko-Stadt. „Wir sollten uns also auch frei bewegen können.“



Ana
„Wir sind benachbart und sind voneinander abhängig. Aber diese Idee ist auch eine Chance: Wir müssen aufhören, immer nur nach Norden zu schauen. Mexiko ist widerstandsfähig. Wir werden stärker und vereinter sein als zuvor“, sagt Ana Castellá, 34 Jahre, Galeristin bei „josegarcía, mx“ in Mexiko-Stadt.



Hermando
„Ich glaube nicht, dass er es schafft, dieses Projekt zu realisieren“, sagt Hermando, 17 Jahre alt und Zigarettenverkäufer in Mexiko-Stadt. „Auf mich hat es keinen Einfluss, zur Zeit jedenfalls nicht. Aber wer weiß, was noch passiert.“



Nuno
„Ich finde es nicht schlau, zehn Milliarden in etwas zu stecken, das nur dazu dient, der Beziehung zwischen zwei Ländern zu schaden“, meint Nuno Carneiro, 30 Jahre alt, DJ aus Tulum. „Aber seit sie diesen Clown zu ihrem Führer gewählt haben, ist alles möglich.“

MÉXICO MI AMOR

sich nicht ohne Grund schon einige große Denker abgearbeitet haben. Der vielleicht größte unter ihnen, der mexikanische Literaturnobelpreisträger Octavio Paz, hat mal geschrieben, die jüngere Geschichte Mexikos, angefangen mit der Eroberung durch die Spanier, könne man begreifen „als ein Suchen nach uns selbst, die wir durch fremde Einflüsse entstellt oder maskiert wurden, sowie als ein Suchen nach einer Form, in der wir uns ausdrücken können“. 1910, mit der ersten großen Revolution des 20. Jahrhunderts, fand diese Suche einen eruptiven Höhepunkt. Mexiko, hin und her gerissen zwischen Europa, Latein- und Nordamerika, tauchte hinab in seine Geschichte, besann sich seiner indianischen Wurzeln, pochte auf seine eigene Identität. Aber der Versuch, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen, misslang. Innere Unruhen mündeten 1929 in der autoritären Herrschaft der PRI, der Partei der Institutionalisierten Revolution, die mit einer Unterbrechung von lediglich zwölf Jahren bis heute andauert und das Land ruiniert.

Der mexikanische Philosoph Samuel Ramos war 1934 der Erste, der sich ausführlich mit der Frage beschäftigte, was seine Landsleute ausmache. Ergebnis: Der Mexikaner habe einen Minderwertigkeitskomplex. Dabei waren gerade die Jahrzehnte nach 1910 von kulturellem und intellektuellem Reichtum geprägt. In der Wandmalerei, dem Muralismo, fand die mexikanische Selbstbesinnung ihre eigene Ausdrucksform. Für die europäischen Surrealisten war Mexiko, was der Nahe Osten für die Romantiker gewesen war: Inspiration, Heimat, Fetisch. Auf einer „subjektiven Weltkarte“, die sie 1929 veröffentlichten, war Mexiko übergroß dargestellt, während etwa die Vereinigten Staaten ganz fehlten. André Breton, der geistige

Vater des Surrealismus, wurde 1938 von der mexikanischen Regierung in die Hauptstadt eingeladen, um dort Vorträge über Kunst zu halten. Als er in Veracruz das Schiff verließ, erging es ihm ein bisschen wie meinen Eltern in ihren ersten Stunden in Mexiko: Chaos. Die Finanzierung des Aufenthalts war unklar, die Unterbringung ebenso, zur Begrüßung kam nicht der, der kommen sollte. Breton wollte schon wieder die Rückreise antreten, als überraschend der Maler Diego Rivera auftauchte, der Ehemann von Frida Kahlo, und ihm Kost und Logis anbot. „Mein Haus ist dein Haus“, sagt man dazu in Mexiko – und meint es auch so.

Diese Erfahrung hielt Breton nicht nur nicht davon ab, in Mexiko den „surrealistischen Ort par excellence“ zu sehen, sondern bestärkte ihn sogar darin. Den Mexikaner passte das gar nicht. Sie wollten sich nicht mehr von Fremden sagen lassen, wie sie seien oder zu sein hätten. Bei Octavio Paz war das etwas anderes. Der im heutigen Mexiko-Stadt geborene Autor, der selbst eine surrealistische Schaffensphase hatte, veröffentlichte 1950 seinen zum Klassiker gewordenen Essayband „Das Labyrinth der Einsamkeit“. Darin versucht er, die *mexicanidad* zu ergründen, also was es bedeutet, ein Mexikaner zu sein, durchaus auch in Abgrenzung zum Koloss im Norden. Paz selbst hatte zwei Jahre in Amerika verbracht, unter anderem in Los Angeles, wo damals schon sehr viele Menschen mexikanischer Herkunft lebten. Ihn überraschte die Atmosphäre in der Stadt: „So viel Mexikanität – Vorliebe für Schmuck, Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Prachtliebe, Leidenschaft und Zurückhaltung – schwebt in der Luft.“ Aber sie schwebte eben nur, „denn sie vermischt und verbindet sich nicht mit der anderen Welt, der Nordamerikas, die aus Präzision und

Effizienz gemacht ist.“ In den Vereinigten Staaten, schreibt Paz im Jahr 1950, sei er vor allem über die Selbstsicherheit ihrer Bewohner erstaunt gewesen, über ihre Heiterkeit und ihr „Vertrauen in das natürliche Gutessein des Lebens“ sowie „in die unbegrenzte Fülle seiner Möglichkeiten“. Die Mexikaner hingegen seien misstrauisch, verschlossen, einsam. Die einzige Form, sich der Welt zu öffnen, sei für sie die Fiesta. Die Nordamerikaner glaubten „an Hygiene, Gesundheit, Arbeit, Glück“. Dabei sei ihnen mit ihrer Vitalität, die Alter und Tod ignoriere, die wahre Freude vielleicht unbekannt. Die, so Paz in wildwuchernden Worten, sei „Rausch und Wirbel, wenn im Jubel der nächtlichen Fiesta unsere Stimme in Funken ausbricht und Leben und Tod eins werden“.

Seit Octavio Paz das geschrieben hat, sind fast sieben Jahrzehnte vergangen, vieles ist anders geworden. Er selbst rückte 1969 von der zu statischen Typologie des Mexikaners ab – notwendigerweise, denn ein so vielschichtiges Land von der Ausdehnung Belfast–Istanbul kann man unmöglich auf einen Nenner bringen. Auch die mexikanische Politik hat sich neu orientiert. Nach den bitteren Erfahrungen des 19. Jahrhunderts, als Amerika, wie Paz schreibt, „uns in einem der ungerechtesten Kriege, die die Geschichte der imperialistischen Expansion kennt, mehr als die Hälfte unseres Territoriums entriss“, hatten sich mexikanische Regierungen im 20. Jahrhundert lange in Abgrenzung zu den Vereinigten Staaten definiert. Das hat sich in den achtziger und neunziger Jahren geändert. In diese Zeit fallen radikal-liberale Wirtschaftsreformen sowie der Abschluss des Nordamerikanischen Freihandelsabkommens Nafta. Beides hatte nach Ansicht des Politikwissenschaftlers Samuel Huntington das Ziel, „aus dem

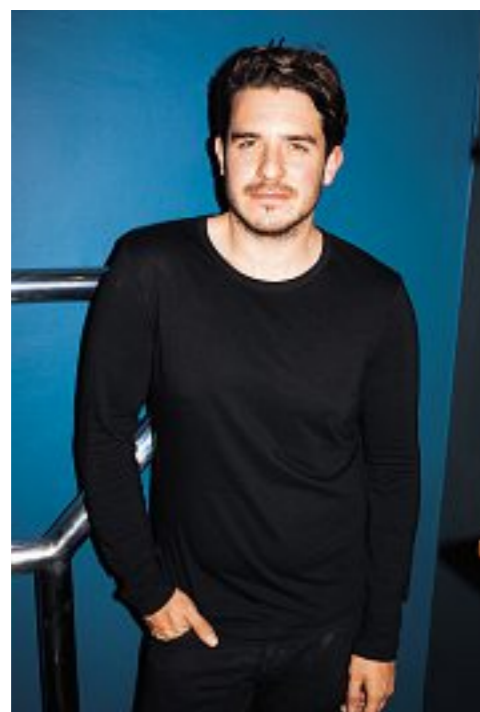
lateinamerikanischen Land Mexiko ein nordamerikanisches Land zu machen“. Tatsächlich haben sich die Kulturen beider Länder seither vielfach durchdrungen. Amerikanische Rentner haben sich zuhauf in hübschen Städtchen wie San Miguel de Allende niedergelassen, amerikanische Studenten kommen zum *spring break* nach Cancún. Ohne Mexikaner bräche in Amerika das Baugewerbe, der Weinanbau und die Gastronomie zusammen, der Tourismus würde leiden, und zwar auch deshalb, weil viele wohlhabende Mexikaner Urlaub in den Vereinigten Staaten machen.

Und dennoch: Zumindest auf mexikanischer Seite ist ein Gefühl der Fremdheit und der Benachteiligung geblieben. Man konnte das im September 2001 in Mexiko feststellen, als sich in die Erschütterung und Trauer nach den Terroranschlägen in New York bald auch Hämne mischte. Der jetzige amerikanische Präsident Donald Trump verkörpert für viele Mexikaner alles Schlechte aus dem Norden. Schon als Kandidat war er ausfällig gegenüber dem Nachbarn geworden. Verschlimmert wurde das Ganze aus Sicht der Mexikaner noch dadurch, dass ihr eigener Präsident Enrique Peña Nieto, der weithin für korrupt und unfähig gehalten wird, nichts Besseres wusste, als Trump auch noch nach Mexiko einzuladen.

Der amerikanische Schriftsteller Don Winslow hat gerade im Magazin „Frankfurter Allgemeine Quarterly“ gesagt: „Ich liebe die Mexikaner, leider hatten sie noch nie eine Regierung, die ihrer wirklich würdig gewesen wäre.“ Winslow hat einerseits ganz Recht. Als im Jahr 2000 mal eine andere Partei als die weltanschaulich indifferente Machtmaschine PRI an die Regierung kam, die konservative PAN, da keimte Hoffnung, dass die Politik von der Selbstbedienung zur Problemlösung



Naomi
„Alles nicht gut“, meint Naomi, 23, Angestellte bei einer Tankstelle in Zihuatanejo. „Mein Bruder lebt jenseits der Grenze. Er muss vielleicht zurück.“



Rodrigo
„Alle Menschen auf der Welt sind verbunden, und alle sind gleich“, sagt Rodrigo Noriega, 26, Industriedesigner aus Mexiko-Stadt. „Die Mauer ist ein Fehler.“



Diego
„Liebe ist der einzige Weg, den Hass zu bekämpfen“, sagt Diego Luna, 38 Jahre alter Schauspieler aus Mexiko-Stadt.

Gustavo
„Das ist doch verrückt“, meint Gustavo, 47 Jahre alt und Elektriker in Mexiko-Stadt. „Die Amerikaner wollen doch nicht die Arbeit machen, die jetzt die Mexikaner erledigen.“

MÉXICO MI AMOR

übergehen könnte – aber sie wurde bitter enttäuscht. 2006 brach der frisch gewählte Präsident Felipe Calderón einen Krieg gegen die Drogenbanden vom Zaun, der alles noch viel schlimmer machte und die PRI zurück an die Macht brachte.

Andererseits hat Winslow aber nur bedingt Recht. Denn die mexikanischen Regierungen sind nicht wie ein Gottesurteil über das Land gekommen, sondern fanden dort gute Bedingungen vor. Die mexikanische Gesellschaft war immer schon sehr hierarchisch strukturiert. Angefangen bei den Azteken über die Kolonialzeit bis hin zur Herrschaft der PRI sind die Leute daran gewöhnt worden, Entscheidungen von oben hinzunehmen, statt sich selbst zu beteiligen. Auch das irritierende Nebeneinander von brutaler Gewalt und exzessivem Lebenshunger, das der Schriftsteller Juan Villoro „Karneval in der Apokalypse“ nennt, hat in Mexiko eine gewisse Tradition. Wie schrieb Paz über die Fiesta? Sie sei ein wahnsinniges Spiel, bei dem „die Seelen knallen wie Farben, Stimmen, Gefühle“, das aber auch böse ausgehen könne. Es gebe Beleidigungen, Streit, Messerstiche, Schießereien. Hatte Breton vielleicht doch recht, als er Mexiko „das surrealistische Land par excellence“ nannte?

Darauf antwortet Villoro trocken: „Ich bevorzuge bei der Beschreibung des Landes die Mittel der Rationalität, Max Weber zum Beispiel. Er hat die Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft getroffen. Die Gesellschaft in Mexiko ist ein Desaster. Eine Gesellschaft lebt von der Einhaltung von Gesetzen, von der

Neutralität der Justiz, von der Ehrlichkeit der öffentlich Bediensteten. Das funktioniert in Mexiko überhaupt nicht. Aber die Gemeinschaft, die von der Kultur lebt, den Gefühlen, den familiären Bindungen, den Zeremonien, die ist in Mexiko außerordentlich.“

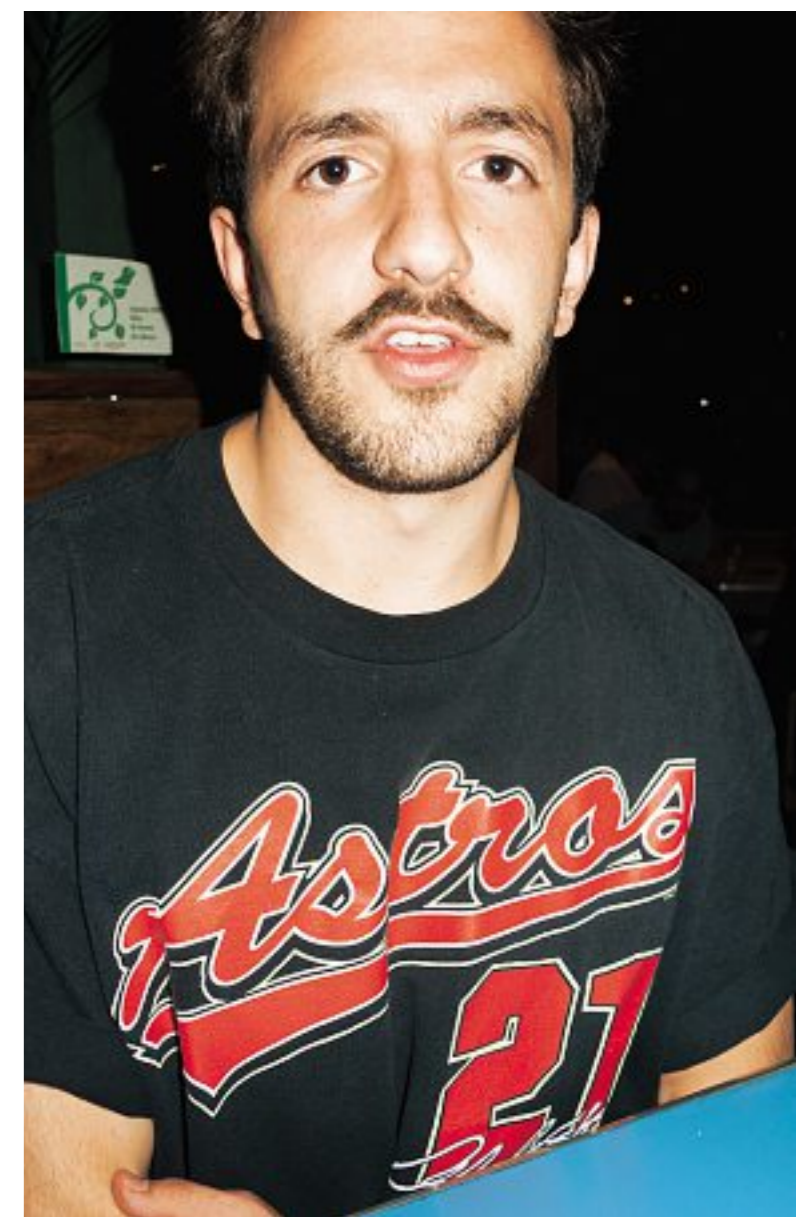
Das kann ich, als Landsmann von Max Weber, nur bestätigen. Wie schön sie waren, die drei Wochen Reise zurück in die Vergangenheit, an der traumhaften Riviera Maya und im bescheidenen Heim von José Luis in Mexiko-Stadt. Das Leben hat es unserem Freund in den vergangenen 15 Jahren nicht immer leicht gemacht, sein Land auch nicht. Aber wenn die Mexikaner etwas können, dann dulden und trotzen. An einem unserer letzten gemeinsamen Abende gingen wir zusammen ins „Tenampa“, ein legendäres Mariachi-Lokal an der Plaza Garibaldi. Eine deutsche Reisegruppe kam herein und ging nach dem offenbar im Reisepreis enthaltenen Glas Tequila wieder hinaus. José Luis wollte, dass die Mariachi für mich und meine Partnerin spielen. Er werde uns einladen, sagte er. Er hätte es bei einem Lied bewenden lassen können, zumal er zur Zeit knapp bei Kasse ist. Aber er zahlte noch eins. Es war schön, mit den Mariachi, aber zwei Lieder hätten gereicht. Trotzdem zahlte er, sichtlich stolz auf die Tradition seines Landes, noch eins. Und, weil man ja nicht wisse, wann man sich wieder sehe, noch eins. Und dann noch das letzte: „La última y nos vamos.“

Man muss sie nicht verstehen, die Mexikaner, aber lieben schon. ◀



Juana
„Die Mauer? Ach, die interessiert mich nicht“, sagt Juana, 75 Jahre alt, Rentnerin aus Tulum. „Nein, nein, das ist mir egal, ich lebe mein Leben.“

Pablo
Zur Mauer hat Pablo Germeros Martínez, 25 Jahre, Architekturstudent aus Mexiko-Stadt, eine klare Meinung: „Das sind doch alles Fake News!“



Señor Villoro, Sie haben geschrieben, in Mexiko werde die Demokratie bestimmt durch ein „Klima der falschen Teilhabe“. Was meinten Sie damit?

Das Land ist 71 Jahre lang ununterbrochen von derselben Partei regiert worden, der PRI. Als im Jahr 2000 dann der demokratische Wechsel gelang, glaubten viele Mexikaner, nun könnten sie stärker als bisher partizipieren. Was stattdessen passierte: Die politischen Parteien haben die Politik gekidnappt. Das heißt vor allem, dass sie sich großzügig finanzielle Mittel genehmigen. Wir haben eine der teuersten Demokratien der Welt, die Wahlkämpfe dauern monatelang, alles durch den Staat finanziert. In diesem System haben sich die Parteien eingerichtet. Sie profitieren davon – alle.

Der mexikanische Präsident Enrique Peña Nieto hat sehr schlechte Beliebtheitswerte und ist in mehrere Skandale verwickelt, angefangen von einer plagiierten Abschlussarbeit bis zu massiven Foltervorwürfen. Wie kann es sein, dass er immer noch im Amt ist?

Die mexikanische Gesellschaft ist eine Gesellschaft des Gehorsams, in der die Leute oft Angst haben, sich einzubringen oder aufzubegehren. Die mexikanische Schriftstellerin Cristina Rivera Garza spricht von „militanter Apathie“. Das heißt: Die Menschen bleiben apathisch, um keine Probleme zu bekommen, um sich vor dem Staat zu schützen. Bestenfalls schreiben sie mal einen Tweet oder einen Post auf Facebook. Dabei sollte ein Präsident, der für so viele Desaster verantwortlich ist wie Peña Nieto, tatsächlich nicht mehr im Amt sein. Man denke nur an den Empfang des damaligen amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump in Mexiko: ein schwerer Fehler.

Warum?

Weil der Empfang dazu beitrug, dass Trump Präsident wurde. Ich war damals in den Vereinigten Staaten. Die

KARNEVAL IN DER APOKALYPSE

Der mexikanische Schriftsteller Juan Villoro über korrupte Politiker, beliebte Drogenbosse, heuchlerische Amerikaner und den richtigen Weg im Kampf gegen die Narcos

Republikaner waren von Trump alles andere als begeistert. Aber nach seinem Mexiko-Besuch haben sie zu mir gesagt: „For the first time he looked presidential“ – zum ersten Mal sah er aus wie ein Präsident. Diese Gelegenheit hat ihm unser Präsident verschafft.

Peña Nieto gehört der PRI an. Hat die Partei durch den zwischenzeitlichen Regierungswechsel an Macht eingebüßt? Nein. Die Macht in Mexiko liegt in den Regionen: in den Rathäusern, bei den Drogenbossen, mit denen sie kooperieren, bei den Gouverneuren. Die meisten Gouverneure kommen nach wie vor von der PRI.

Bei der jüngsten Wahl im wichtigsten Staat des Landes, dem Estado de México, hat der Kandidat der PRI Geldkarten an die Wähler verteilt, die sich im Fall seines Wahlsieges aktivieren sollten.

Die PRI hat ein korruptes, patrimoniales System geschaffen. Auch Peña Nieto hat in seinem Wahlkampf den Leuten direkte materielle Vorteile versprochen. Das wollen viele Menschen. Denn in unserem hierarchischen System, das einer Pyramide gleicht, sind sie daran gewöhnt, dass die Zuteilungen von oben kommen. Viele interessiert es dann nicht, ob der Zuteiler korrupt ist oder nicht. Deswegen genießt der Drogenhandel in Mexiko auch eine gewisse soziale Anerkennung. Die Narcos, wie wir die Drogenbosse nennen, werden ja nicht überall verabscheut, sondern an manchen Orten sogar bewundert. Weil sie mit dem Drogengeld auch Krankenhäuser finanzieren oder Straßen bauen. Octavio Paz hat die Figur des helfenden Anti-Heros 1979 in einem Buch beschrieben. Auf Deutsch heißt es: „Der menschenfreundliche Menschenfresser“.

Der Journalist Javier Valdes Cárdenas, der vor kurzem ermordet worden ist, bezeichnete Mexiko als „Narco-Staat“. Hatte er recht?

Je nach Bundesstaat trifft das mal mehr, mal weniger zu. Aber im Grunde stimmt seine Einschätzung. Zum Beispiel die Golfregion: Seit 15, 20 Jahren sind alle Parteien, die dort Politik machen, mit dem Drogenhandel verbandelt. Auch Sinaloa, Javiers Heimat, ist von der Drogenkriminalität total infiltriert. Ich habe mit ihm mehrmals über diese Dinge gesprochen.

Sahen die Drogenbosse in ihm eine Gefahr fürs Geschäft?

Die Bosse kümmern es wenig, wie sie von Journalisten gesehen werden. Wer aber sehr wohl Angst vor Journalisten hat, sind Unternehmer, Soldaten, Polizisten, Politiker. Sie fürchten, dass ihre Beziehungen zu den

Narcos aufliegen. Ich glaube deshalb, dass die, die Javier töten ließen, Leute der Regierung sind.

Wenn Sie so etwas öffentlich sagen: Haben Sie da nicht auch Angst um Ihr Leben?

Javier sagte mal: Du musst nicht bedroht werden, um zu wissen, dass sie dich töten wollen. Tatsächlich leben viele von uns mit Drohungen, auch ich. Das betraf bisher aber stärker die Journalisten, die in der Provinz arbeiten, vor allem die unbekannteren. Der Mord an Javier, der ein international bekannter Journalist war, markiert so gesehen eine neue Eskalation. Er war übrigens kein Verrückter, kein Draufgänger. Er passte sehr gut auf, was er sagte.

Kann man etwas tun, um den Kampf gegen die Narcos doch noch zu gewinnen?

Wir müssen die Geldflüsse besser erforschen, um zu erfahren, wer wie tief mit im Sumpf steckt. Kolumbien hat das gemacht. In der Folge wurde dort ein Drittel der Abgeordneten verhaftet. Das war hart. Aber noch härter ist es, wenn man nicht weiß, wer mit den Narcos zusammenarbeitet. Das ist die Situation in Mexiko.

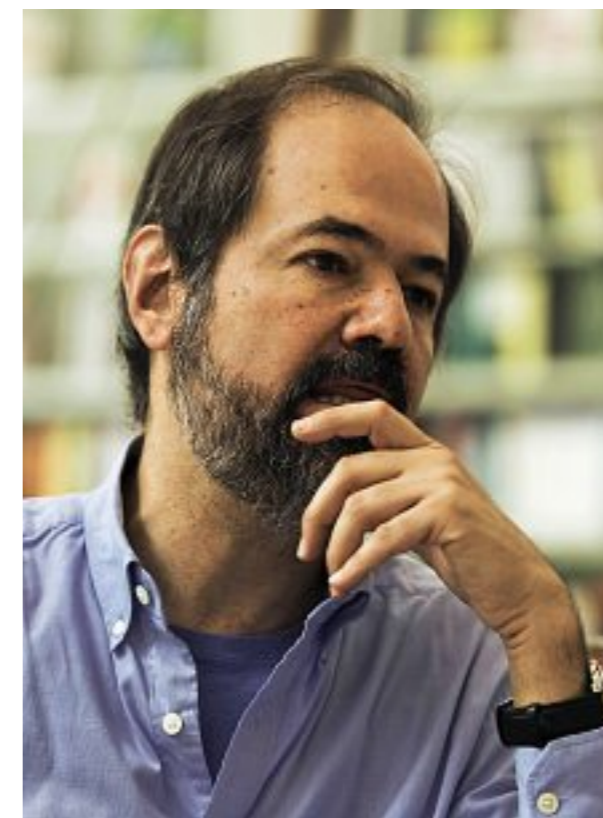
Was halten Sie davon, den Drogenhandel mit dem Militär zu bekämpfen?

Der frühere Präsident Felipe Calderón von der Partei PAN hat 2006 zwei Wochen nach seiner Wahl den Krieg gegen den Drogenhandel erklärt. Das war ein riesiger Fehler. Er hatte diesen Krieg im Wahlkampf nicht angekündigt, er hatte über ihn nicht mit seiner Partei beraten, er hatte ihn nicht vor den Kongress zur Abstimmung gebracht. Das war ein Ein-Personen-Krieg, mit dem Zweck, die damaligen Debatten über einen möglichen Wahlbetrug in den Hintergrund zu drängen.

Wie ist die Bilanz dieser Politik?

Mehr als 100.000 Tote, mehr als 30.000 Verschleppte in

sechs Jahren – und die Rauschgift-Syndikate sind stärker denn je. Calderón wollte eine militärische Lösung für ein komplexes soziales Problem. Das konnte nicht gutgehen. Er selbst hat in einer Rede mal gesagt, es gebe in Mexiko mehr als sieben Millionen „Ninis“, das sind Jugendliche, die weder arbeiten noch studieren, die keinerlei Perspektiven haben. Und was hat er dagegen gemacht?



Der Autor Juan Villoro, geboren am 8. September 1956, ist einer der wichtigsten intellektuellen Mexikos. Er hat Soziologie studiert und war DJ, Journalist und Kulturattaché in der DDR. Foto AFP

Nichts. Man muss diesen Kindern Alternativen bieten: berufliche, sportliche, kulturelle, religiöse. Wenn man das nicht tut, ist die nächstliegende Quelle für Geld und Prestige eben der Drogenhandel.

Donald Trump sagte über die Mexikaner, sie brächten Drogen und Kriminalität nach Amerika.

Das sagt der Präsident des Landes, das der größte Waffenproduzent und der größte Drogenkonsument der Welt ist. Wir Mexikaner kennen unsere Narcos mit Vor- und Zunamen, in den Vereinigten Staaten bleiben die Profiteure des Drogenhandels im Verborgenen. Auch auf anderen Feldern ist die Politik der Amerikaner heuchlerisch. Sie wissen, sie brauchen mexikanische Arbeitskräfte, und gleichzeitig verhindern sie, dass die Mexikaner auf legale und regulierte Weise in ihr Land kommen können. Barack Obama hat mehr Mexikaner deportiert als jeder andere amerikanische Präsident. Er machte das freundlich, wie er alles freundlich machte, aber am Ende war er das lächelnde Gesicht der Deportation. Trump hat sich auf diese Situation draufgesetzt und eine schreckliche Rhetorik begonnen, die er bis heute nicht aufgegeben hat, rassistisch und diskriminierend gegenüber Mexiko.

Was wir bisher besprochen haben, klingt alles ziemlich dramatisch. Wie passt dazu, dass man in Mexiko trotz allem ein schönes Leben und viel Spaß haben kann?

Mexiko ist ein schizophrenes Land. In bestimmten Regionen des Landes, die etwa vom Drogenhandel nicht so betroffen sind, kann man gut leben. Aber auch diese Zonen sind fragil. Man weiß nie, wann das Mexiko der Apokalypse dem Mexiko des Karnevals in die Quere kommt. Oft leben wir beides zur selben Zeit: den Karneval in der Apokalypse. Lange kann das nicht gutgehen.

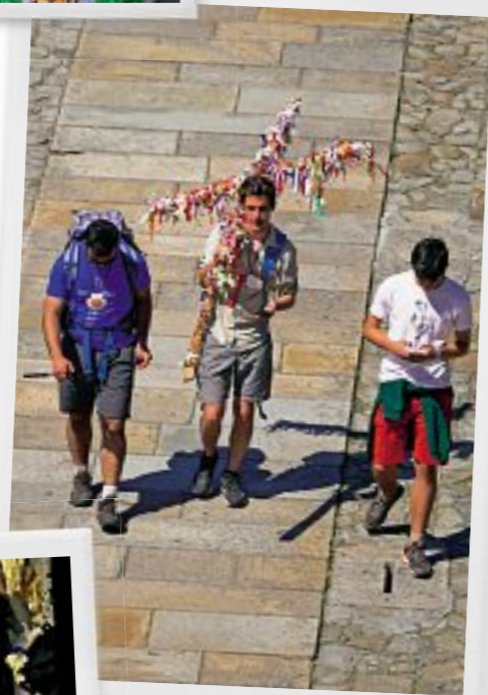
Die Fragen stellte Timo Frasch.

Nicht der Apostel Jakobus, sondern Martin von Tours wacht über der beliebtesten Pilgerherberge in Santiago de Compostela. Der Heilige, der einst seinen Mantel mit einem Bettler teilte, ist Schutzpatron der Hospedería San Martín Pinarío. Die Lage des Benediktinerklosters ist ideal: genau gegenüber der Kathedrale.



Im Mercado de Abastos gibt es galicischen Käse, Queixo Tetilla, und Lacón Gallego (Schinken). Auch Jakobsmuscheln dürfen in Santiago nicht fehlen. Sie sind seit dem elften Jahrhundert als Pilgerzeichen belegt und werden an Hüten und Wanderstöcken getragen. Mancher nimmt die Pilgermuschel sogar mit in sein Grab.

Die Pilger kommen aus aller Welt, einige mit Kreuz, fast alle mit Smartphone. Die Compostela, die Pilgerurkunde, steht jedem zu, der die letzten 100 Kilometer des Jakobswegs zu Fuß oder die letzten 200 Kilometer per Fahrrad oder Pferd zurückgelegt hat. Beleg sind Stempel im Pilgerausweis, die es entlang der Route gibt.

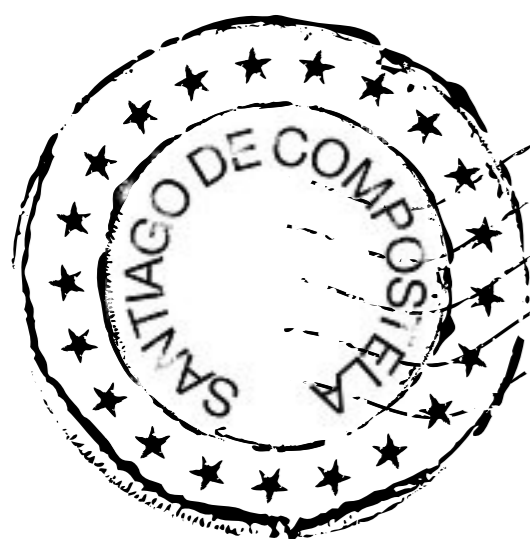


Wer es als Pilger bis in die Kathedrale geschafft hat, der besucht als erstes die Gebeine von Jakobus dem Älteren. Schon im ersten Jahrhundert sollen sie nach Spanien gelangt sein. Dafür steigt man über eine Treppe in den prachtvollen Hauptaltar, um dort von hinten „Sant Jago“ zu umarmen. Die Figur birgt angeblich die Apostel-Reliquie.



Auf dem Dach der Kathedrale reicht der Blick über die Altstadt, die 1985 zum Unesco-Weltkulturerbe erklärt wurde. Bis zum einstigen „Ende der Welt“ kann man nicht sehen. Allerdings lohnt sich der Weg zum 90 Kilometer entfernten Kap Finisterre, wo Pilger früher ihre abgetragenen Schuhe in den Atlantik warfen.

Grüße aus



Pilgern kann so schön sein. Auch ohne Wanderschuhe und Wanderstab.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Norbert Franchini



Spaniens Nationaldichter ist kein Sohn der Stadt, trotzdem wird der Autor des „Don Quijote“ besonders geehrt. Die Cervantes-Büste auf einer Säule überragt einen Brunnen, an dem sich die Bewohner früher erfrischten und Pilger ihre Füße kühlten. Während der Inquisition stand hier ein Galgen.

Die galicische Küche gilt als einfach und ist besonders vom Meer geprägt. Krabben und Garnelen, Austern und Muscheln sind überall in den Gassen des Pilgerstädtchens zu haben. Und natürlich Pulpo a la gallega, gekochter Oktopus, der mit Kartoffeln und auf einem schlichten Holzteller serviert wird.



Axel Heinz, 1971 als Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter geboren, absolvierte seine Weinausbildung im Bordeaux. Danach war er als Weinberater in Macau und später als Önologe für Château Fourcas Loubaney, Château La Dominique und Château La Commanderie de Mazezres Pomerol tätig. Seit 2005 ist er Weinhändler für Ornellaia, seit 2015 auch Gutsdirektor.

Foto Wonge Bergmann

Sauvignon geleistet, an den damals in der Toskana praktisch niemand gedacht hat. Inzwischen werden in einigen Teilen der Toskana vielleicht die einzigen ganz großen Merlots außerhalb von Bordeaux erzeugt.

Mit dem 1998er Ornellaia kam dann der Durchbruch. Der „Wine Spectator“ feierte ihn als besten Rotwein der Welt. Ein wichtiger Moment, aber nicht der entscheidende. Der Ruf des Weins hatte sich schon etwas früher etabliert, aber der internationale Blick hat sich dann natürlich besonders auf Ornellaia und die Toskana gerichtet.

Wie wird man als Weinhändler, der Sie seit 2005 sind, einem solchen Anspruch gerecht? Glücklicherweise hat man selten Zeit, sich über so etwas Gedanken zu machen. Es gibt einen gewissen Erwartungsdruck, aber wir wollen in erster Linie unserem eigenen Anspruch gerecht werden.

Wie ergeht es Ihnen denn als Deutscher mit französischer Mutter und Weinausbildung im Bordeaux in Italien? Wenn die Italiener die Wahl haben, ob lieber ein Deutscher oder ein Franzose als Direktor für das Weingut verantwortlich sein soll, dann ist doch der Deutsche die erste Wahl, das hört sich für sie solider an. Mit den Franzosen gibt es immer diese alte Konkurrenz. Für meine Mitarbeiter bin ich also eher der Deutsche, persönlich fühle ich mich aber auch als Franzose.

„Handarbeit und Individualität“

Axel Heinz, der deutsche Direktor des toskanischen Weinguts Ornellaia, über Experimentierdrang, Erfolgsrezepte – und hohe Preise

Herr Heinz, Ornellaia gilt als Kultwein. Was heißt Kult? Na ja, mit manchem Etikett, das wir verpasst bekommen, können wir als Weingut nicht unbedingt etwas anfangen, und dieses Schlagwort ist heute sehr verbreitet.

Nehmen wir an, Kult sei etwas, das hohes Ansehen genießt. Das könnte zutreffen. Ein Gradmesser dafür: dass ein solcher Wein von Sammlern gesucht wird, und das trifft auf Ornellaia zu. Außerdem spielt der Seltenheitswert eine Rolle, wobei das Etikett Kult sowohl Weine bekommen, von denen nur ein paar tausend Flaschen produziert werden, als auch solche, von denen es jedes Jahr Hunderttausende gibt. Der Begriff ist dehnbar.

Was sind denn die wegweisenden Qualitäten von Ornellaia? Die Toskana war in den siebziger und achtziger Jahren in einem großen Umbruch. Es wurde die Idee geboren, dort nicht nur eingängige Alltagsweine zu produzieren, sondern auch hochwertige Weine, die mit den damals übermächtigen großen französischen Weinen konkurrieren konnten. In dem Zusammenhang war Ornellaia nicht das einzige, aber eines der wegweisenden Weingüter.

Diese Weine, wie zum Beispiel der Sassicaia, der Luce und der Tignanello, werden als „Supertoskaner“ oder „Supertuscans“ bezeichnet. Was ist so super an diesen Tropfen? Der Begriff ist entstanden, weil man damals nicht wusste, in welche Schublade man diese neuen Weine stecken sollte. Viele dieser Tropfen wurden außerhalb der bestehenden Richtlinien für verschiedene Herkunftsbezeichnungen hergestellt. Die Winzer empfanden die Vorgaben als nicht qualitätsfördernd. Sie wollten experimentieren und sich keine Regel aufdrücken lassen.

Ging es nicht auch um die Rebsorten? Ja, viele dieser Weine wurden nicht aus den in der Toskana üblichen Traubensorten wie Sangiovese gekeltert, sondern aus ursprünglich französischen Sorten wie Cabernet Sauvignon und Merlot. Aber auch reinsortiger Sangiovese war unüblich und bekam keine Herkunfts-

bezeichnung. So konnten all diese Weine nur als einfache Tafelweine etikettiert werden – was bald dazu führte, dass einige der berühmtesten Weine der Toskana unter einer äußerst schlichten Bezeichnung angeboten wurden. Deshalb hat dann die angelsächsische Presse die Kategorie der „Supertuscans“ erfunden, um zu verdeutlichen, dass es sich nicht um Allerweltsweine, sondern um die exklusivsten Weine der Toskana handelte. Heute klingt das schon wieder historisch. Denn schon bald gab es eine regelrechte „Supertuscan“-Mode, ohne dass man definieren konnte, was einen solchen Wein nun tatsächlich ausmacht. Der Terminus bezieht sich heute eher auf die Gruppe der Pionier-Weine, die die Entwicklung angestoßen haben.

Ist ein solcher Erfolg planbar? Man kann es nicht vollständig beeinflussen. Natürlich wollte man mit diesen Weinen etwas Besonderes erschaffen. Aber das kann nur dort entstehen, wo die Grundvoraussetzungen vorhanden sind. Und es braucht besondere Momente: dass man das Glück hat, zur richtigen Zeit am richtigen Ort die richtige Idee zu haben.

Und wer hatte die Idee, mit französischen Rebsorten und dem Bordeaux-Blend Toskana-Weine zu machen? Weinberater Michel Rolland, der auch für Ornellaia tätig ist? Nein, er ist später dazugestoßen. Diese Rebsorten waren in der Toskana nicht so unbekannt, wie man heute denkt. Es gab sie durchaus, aber am Rande. Die Grundidee, aus ihnen einen großen Wein zu machen, kann man dem Gründer von Sassicaia, Mario Incisa della Rocchetta, zuschreiben, der Ende der vierziger Jahre in der Nähe von Bolgheri in der Maremma Cabernet Sauvignon und Cabernet Franc angepflanzt hat. Das Gut Ornellaia wurde in direkter Nachbarschaft 1980 gegründet und kam 1988 mit dem 1985er als erstem Jahrgang heraus. Dann erst kam Michel Rolland hinzu.

Der Ornellaia ist sofort ein riesiger Erfolg gewesen. Ja, eine gewisse Pionierarbeit hat das Gut vor allem mit der Einführung des Merlot als Ergänzung zum Cabernet

Jetzt müssen wir dringend über Geld sprechen: Eine Flasche Ornellaia kostet etwa 150 Euro. Ist das gerechtfertigt? Es ist wie bei jedem anderen teuren Produkt zu zahlen bereit ist. Natürlich gibt es vor allem beim Wein diese Neigung zu glauben, dass ein Tropfen desto besser sein muss, je teurer er ist. Aber das ist natürlich nicht so. Selbstverständlich geht es um handwerkliche Qualität, also Handarbeit im Weinberg, Handlese, Handarbeit im Keller, Ausbau in hochwertigen Fässern und diese Dinge. Aber das ist nicht alles. Den Unterschied macht dann aus, ob der Wein am Ende einen ganz eigenen, individuellen Charakter hat, der den Geschmack des Publikums trifft.

Aber Ihr Masseto, der nur aus Merlot gekeltert wird und einen unglaublichen Ruf genießt, kostet sogar mehr als 600 Euro je Flasche. Ein Element ist natürlich auch die Rarität. Gäbe es den Masseto in der gleichen Auflage wie den Ornellaia, wäre es sicher etwas schwieriger, dafür einen solchen Preis zu erzielen. Aber es gibt auch noch andere wichtige Attribute, zum Beispiel die Geschichte des Weinguts und des Weins. Vor allem aber zählt die Individualität eines Tropfens.

Und was macht jemand, der sich Ihren Wein nicht leisten kann oder nicht leisten will? Wir haben einen wunderbaren Zweitwein, „Le Serre Nuove“, er kostet weniger als 40 Euro, als preisgünstiger und zugänglicherer Ergänzung zum Ornellaia. Dem ist er unter anderem in Sachen Tiefgründigkeit und Komplexität natürlich unterlegen. Aber er spiegelt die Stilistik und die Grundphilosophie des Weinguts wieder.

Und was ist Ihr Lieblingsgericht zum Ornellaia? Zum 1998er habe ich einmal Tournedos Rossini gegessen, also Rinderfilet mit Gänsestopfleber und Trüffeln – eine tolle Paarung, weil das Gericht viel von der Üppigkeit hat, die auch den Ornellaia auszeichnet.

Die Fragen stellte Peter Badenhop.

Zum Kübeln: Der Sauf-tourismus am Ballermann prägt seit Jahrzehnten das Image der größten der vier Balearischen Inseln. Den Mallorquinern passt das schon lange nicht mehr. Sie rufen zum Widerstand auf.



Die Schuhsohlen kleben am Betonboden. Bier und Wodka fließen so reichlich, dass einiges daneben geht. Aber das merkt beim „Bierkönig“ niemand. Wenn Ikke Hüftgold im gestreiften Trainingsanzug auf die Bühne stürmt, tanzen die meisten auf den runden Tischen, und die Bierhalle an der Playa de Palma tobt. Die Fans begrüßen den Sänger, der eigentlich Matthias Distel heißt und aus Limburg stammt, mit erhobenem Zeigefinger. Das gehört zum Ritual. Ohne Lieder wie „Dicke Titten, Kartoffelsalat“ und „Saufen ist Scheiße (wir machen's trotzdem)“ verlässt der König des Ballerpunk nie die Bühne. Am Höhepunkt seiner Show reißt der Vierzigjährige dann das Oberteil seines Trainingsanzugs auf. Bauch und Haare quellen hervor.

Die Menge tut alles, was der Sänger will, der von sich sagt, er habe „das gnadenlose Talent, alles zu wollen und nichts zu können“. Alle recken auf sein Kommando die Hände in die Höhe oder wiederholen begeistert seinen Ruf „Donald Trump ist ein Hurensohn“. Auf den Partys am Ballermann geht es politisch nicht immer allzu korrekt zu. Anfang Juni ertönte in der „Bierkönig“-Halle dann der Ruf „Ausländer raus“. Ein Dutzend deutsche Rechtsradikale entrollte während eines Konzerts der Sängerin Mia Julia die Reichskriegsflagge. Doch das Geschrei der Männer, die vergessen hatten, dass sie als Deutsche auf der spanischen Insel selbst Ausländer sind, ging bald in dem noch lauterem Ruf „Nazis raus“ unter. Die Polizei hatte am Tag darauf wenig Schwierigkeiten, die Männer am Strand zu finden – sie trugen Tätowierungen mit Nazi-Symbolen. Solche Vorfälle sind selten, aber sie gehören zur „Malle“-Saison wie die jungen Briten im Nachbarort Magaluf, die nackt die Strandpromenade entlangrennen.

„Palma, ein Zusammenleben in Harmonie“, heißt es auf den gelben Schildern am Strand. Große Piktogramme weisen darauf hin, dass in der „speziellen Eingreifzone“ kollektive Besäufnisse und laute Musik verboten sind – andernfalls drohen Strafen von bis zu 3000 Euro. Am Ballermann will man weg vom Sauf- und hin zum Qualitätstourismus. „500 Meter schlechter Geschmack haben eine sehr schlechte Resonanz in ganz Europa“, sagt der Restaurantbetreiber Juan Miguel Ferrer, der mit mehreren Gastronomen und Hoteliers die Initiative „Palma Beach“ gegründet hat. Sie haben nichts gegen Partys. Aber sie sollen nicht ausufernd und nicht mehr das Bild des kilometerlangen Sandstrands von El Arenal prägen.

Davon blieb auch die legendäre Strandbude „Ballermann 6“ nicht verschont. Seit dem Beginn dieser Saison trägt sie den Namen „Beach Club Six“. Auf dem Dach prangt groß in Leuchtschrift die Abkürzung „B06“, die eher an die Nummer eines Flugsteigs erinnert. Der Musikpegel an der

PARAÍSO PERDIDO

Jahr für Jahr kommen mehr Touristen nach Mallorca. Nun ist die Insel am Ende des Machbaren angekommen – und steuert gegen. Von Hans-Christian Rößler

langen Theke ist für örtliche Verhältnisse gedämpft. Neben deutschen Mallorca-Schlagern wird auch Latino-Musik gespielt. Sangria gibt es nur aus Gläsern und nicht aus Kübeln wie früher. Das minimalistische Design und der Sonnenschutz aus Naturholz veranlassen die deutschsprachige „Mallorca-Zeitung“ dazu, die renovierte Bude als „Reformhäuschen“ zu bezeichnen. Hinter der verkehrsberuhigten Strandpromenade, die mittlerweile auch einen Fahrradweg hat, wachsen neben der Bier- und Schinkenstraße immer mehr verglaste Vier- und Fünf-Sterne-Hotels in die Höhe, umgeben von riesigen Pool-Landschaften.

Bisher können sich viele deutsche Besucher den Ballermann ohne „Bierkönig“ oder „Oberbayern“ nicht vorstellen. Doch nicht nur an der Playa de Palma macht man sich Gedanken, wie es mit dem Tourismus weitergehen soll, von dem die Insel lebt. Jedes Jahr wächst die Zahl der Urlauber. Mittlerweile sind es so viele, dass sich immer mehr Einheimische in die Enge gedrängt fühlen. 2016 kamen 15,4 Millionen Touristen auf die vier Balearischen Inseln mit ihren 1,1 Millionen Einwohnern. Von 2010 bis 2016 verdoppelte sich die Zahl der Urlauber alleine auf Mallorca von knapp sechs auf rund elf Millionen. Im laufenden Jahr steuert ganz Spanien auf einen neuen Touristenrekord zu: Bis April reisten knapp 20 Millionen ins Land – ein

Fünftel mehr als im selben Zeitraum des Vorjahres. Nach 75 Millionen ausländischen Besuchern im vergangenen Jahr könnten es 2017 mehr als 80 Millionen werden – in einem Staat, der selbst nur 46 Millionen Einwohner hat.

Der Segen droht sich für manche in einen Fluch zu verwandeln. Das Wort, das sie dafür verwenden, lässt sich nur schwer ins Deutsche übersetzen. Von „Massifizierung“ sprechen Kritiker wie Xavier Mas. „Die Inseln verkraften nicht jedes Jahr einen neuen Touristenrekord. Wir brauchen wenigstens ein Moratorium“, sagt der Vorsitzende von Terraferida, einer Gruppe von Umweltaktivisten auf Mallorca, die besonders in den sozialen Netzwerken aktiv ist. Im Mai zogen knapp 200 einheimische Demonstranten mit Rollkoffern, weißen Socken und Sandalen als Urlauber verkleidet durch Palma, um gegen den Massentourismus zu protestieren.

In den engen Gassen der Altstadt ist an manchen Tagen kein Durchkommen mehr, wenn im Hafen wieder ein halbes Dutzend Kreuzfahrtschiffe anlegt und bis zu 20.000 Passagiere an Land gehen. „Im vergangenen August gab es Tage, an denen waren eine Million Bewohner und eine Million Gäste gleichzeitig auf den Inseln“, sagt Mas. Das hat Folgen für Umwelt und Verkehr. Härte es im Winter nicht so ausgiebig geregnet, wäre nach zwei trockenen Jahren die Wasserversorgung akut gefähr-

det gewesen. Die drei Meerwasserentsalzungsanlagen liefern monatlang auf Hochtour. Während der Saison sind bis zu 100.000 Mietwagen auf den Straßen unterwegs, auf denen es ähnlich eng wird wie auf dem Wohnungsmarkt.

Besonders in der Altstadt von Palma ist immer weniger Platz für die alteingesessenen Bewohner. Mit Ferienwohnungen lässt sich mehr Geld verdienen als mit normalen Mietern. Terraferida zählte in diesem Jahr alleine auf der Buchungsplattform Airbnb fast 79.000 Übernachtungsplätze in mehr als 11.000 Unterkünften auf den Balearen. Knapp 300 Millionen Euro seien zwischen Januar 2016 und März 2017 verdient worden – und Airbnb ist nicht der einzige Anbieter solcher Privatunterkünfte. Bisher taten Stadt- und Regionalverwaltung wenig, um diese Entwicklung zu stoppen. Dabei finden die Mallorquiner, die für die Touristen arbeiten, kaum bezahlbare Wohnungen.

Umso aufmerksamer beobachtet man auf der Insel, was seit Jahresbeginn auf dem Festland in Barcelona geschieht. Dort zog die Stadtverwaltung die Notbremse, nachdem im Jahr davor 32 Millionen Besucher in die Stadt mit 1,6 Millionen Einwohnern gekommen waren. Die Bürger wollen nicht, dass Barcelona sich in ein zweites Venedig verwandelt. Im Januar verbot der Stadtrat den Bau neuer Hotels im Zentrum. Für neue Ferienwohnungen gibt es schon länger keine Lizenzen mehr. Tausende Vermieter kümmerte es nicht. Daher verhängte Bürgermeisterin Ada Colau gegen die Portale Airbnb und Homeaway Geldbußen von mehr als einer Million Euro. Auch auf Mallorca vermieten Tausende ohne die nötige Lizenz.

Vor allem die schnell wachsende Zahl der privat vermieteten Ferienwohnungen führt dazu, dass in ganz Spanien der Widerstand zunimmt – selbst im viel kleineren San Sebastián an der Atlantikküste. Wo an den Hauswänden in dem Badeort noch vor wenigen Jahren Graffiti der baskischen Terrororganisation Eta prangten, heißt es heute „Tourists go home“ oder sogar „Tourists are terrorists“. Ähnliche Inschriften kann man inzwischen auch an Hauswänden in Palma lesen.

FOTO: IMAGO

MOOD →



Popcorn ist längst zum Snack ernährungs-wie stilbewusster Menschen geworden. Dieses hier (von Peppycorn) schmeckt nach Zimt.



Dieses Poster (Juniq) hängt man am besten gut sichtbar in der Nähe der Wohnungstür auf, damit Gäste – inklusive aller Tinder-Bekanntschäften – gleich wissen, mit wem sie es zu tun haben.



Nein, hier zu sehen sind nicht die Requisiten für das Schönheitsregime eines 39 Jahre alten Single-Mannes, der sich selbst als Kontrollfreak bezeichnet, sondern alle Produkte, die es von dem Hamburger Beauty-Label Less gibt. Selbstverständlich sind es nicht allzu viele.



Aphid bezeichnet auf Englisch die Blattlaus, könnte aber bald auch für dieses junge Label aus London stehen. Es bedient schon jetzt Kunden mit nicht so gefälligen Ansichten.



Auf den Schaukeln von Hutschn haben nicht nur Kinder das Gefühl, als würde ihnen die Welt gehören – sie sind auch für Erwachsene.

CHEERS VOM FINANZAMT

... zumindest vom britischen, denn laut Wein- und Spirituoserverband (WSTA) haben der Gin-Durst, die diversen Gin-Tastings, die vielen kleinen Trend-Gin-Labels ordentlich Steuern in die Staatskassen gespült. 2016 waren es 250 Millionen Pfund mehr als im Jahr zuvor.

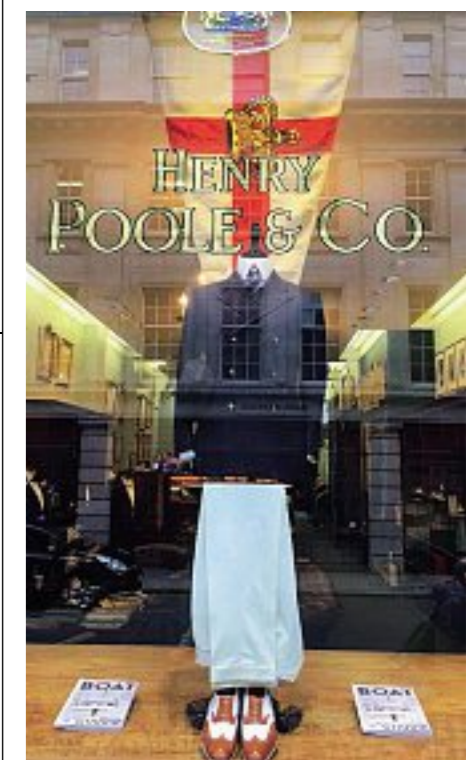
OSI

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking

Mit der Biobrush aus Berlin putzt es sich nicht nur umweltfreundlicher. Die Teile weisen nebenbei auch darauf hin, dass eine schicke Zahnbürste weder bi- noch tricolor gehalten sein muss.



Henry Poole ist mit seiner Arbeit an der Londoner Savile Row ungefähr so weit entfernt von digitalen Bodyscannern wie von Discounter-Praktiken. Zum Glück!



Beim Trinken dieser Frank-Juice-Limonade bloß nicht an Schlumpfeis denken, sondern an die köstlichen blauen Früchte, die es so gibt, wie zum Beispiel Blaubeeren.



Im Jahr 1950 widmete der Juwelier Hans Stern dem ersten Satelliten im All eine Schmucklinie. Sputnik gibt es bis heute, jedenfalls in Privatsammlungen und bei ausgesuchten Vintage-Schmuckhändlern wie Die Halsbandaffäre.



Bei Kleine Feine Leute dürften selbst Kinder Spaß am Onlineshopping haben. Umso mehr, wenn sie auf Hemden wie dieses stoßen.



Alter VW-Bus, große Liebe: Es stört einen nicht, wenn er 40 Kilometer pro Stunde fährt, wo auch 70 gingen. Und mit der Konzernkrise hat der Bulli natürlich nichts zu tun. Taugt also auch als Puzzle. (Ravensburger)

MUT →



Mehr als ein Hobby: Jahrzehntlang arbeitete Ettore Sottsass mit Glas – jetzt sind die Arbeiten endlich gesammelt zu sehen.

Im glücklichsten Fall haben Architektur und Design eine Schnittmenge mit der Kunst. Bei Ettore Sottsass sind es die selten gezeigten Werke und Skulpturen aus Glas, Kristall und Keramik, die den Architekten und Designer als Künstler ausweisen. Sottsass wurde vor bald 100 Jahren, am 14. September 1917, in Innsbruck geboren. Eigentlich wollte er Maler werden. Sein Vater, italienischer Abstammung und selbst Architekt, überzeugte ihn jedoch davon, Baukunst zu studieren.

Vielleicht ist von dieser ursprünglichen Vorliebe für die Malerei der für Sottsass so bezeichnende lustvolle Umgang mit der Farbe geblieben. Farbe hatte für ihn fast den Rang der Form. Farben- und Formensprache ergänzen sich bei den bunten geometrischen Volumina gestalteten Häusern wie der Casa Wolf in Colorado (1985), der Casa Olabuena auf der Hawaii-Insel Maui (1989) und der Bushaltestelle am Königsworther Platz in Hannover mit dem leuchtend gelben monumentalen X-Kreuzgitter. Die effizient konzipierte Schreibmaschine Valentine, die er 1969 in knalligem Rot für Olivetti entwarf, wurde nicht nur wegen ihres cleveren Kompaktdesigns, sondern auch wegen ihrer Farbe zu einer Design-Ikone.

Glas hat Sottsass von früh an fasziniert, weil man es gut gestalten und färben kann. Von 1947 bis zum Ende seines langen Lebens – er starb am 31. Dezember 2007 im Alter von 90 Jahren – kam er immer wieder mit Einzelstücken oder Serien auf dieses Material zurück. Er zeichnete die Entwürfe und arbeitete für die Fertigung mit den besten Glasbläsern zusammen. Mit Glasarbeiten wollte er Abstand vom Alltagsgegenstand nehmen. So entstanden in sechs Jahrzehnten neben frei konzipierten Vasen oder dekorativen Gegenständen zunehmend Glasarbeiten als reine Skulpturen, bis hin zu Werken, die für ihn die symbolische Bedeutung von Fetischen und Totems annahmen. Die auf Glaskunst spezialisierte Einrichtung „Le Stanze del

AUS GLAS GEBAUT

Zum 100. Geburtstag von Ettore Sottsass: Zwei Ausstellungen in Venedig zeigen Werke des Designkünstlers aus Glas und Keramik.

Von Bettina Wohlfarth



Keramik aus der „Dialogo“-Ausstellung

Vetro“ auf der kleinen Insel San Giorgio, die dem Markusplatz in Venedig gegenüberliegt, zeigt zum Jahrestag erstmals eine umfassende Ausstellung mit mehr als 200 Werken, die vor allem aus Privatsammlungen stammen. Angefangen bei der ersten rundbauchigen Vase von 1947, zeigt sie das erstaunliche Spektrum seiner Beschäftigung mit Glas.

Für die Serie „Memphis“ aus den Achtzigern – eine Reihe vasenähnlicher Glaskulpturen mit aufeinandergesetzten Reifen, Kegeln, Röhren, Dreiecks- oder Tulpenformen in leuchtenden Farben – experimentierte Sottsass gemeinsam mit Glaskünstlern aus Murano. Erstmals verwendete er chemischen Klebstoff (eine Häresie für die Murano-Tradition), um seine Freiheit beim Kombinieren geometrischer Volumen nicht aufgeben zu müssen. Und er hängte mit Silberdraht gläserne Formen an die Skulpturenkörper. Sie tragen Namen wie Lidia, Aristeia, Eloride und scheinen einem ganz persönlichen Pantheon mythischer Figuren anzugehören.

Das schwierige Material hat der Kreativität des Designers in sechs Jahrzehnten keine Grenzen gesetzt. Oder vielleicht sind es gerade die Widerstände, die ihn zu immer weiteren Überschreitungen beflügelten. Die



Ettore Sottsass im Jahr 2006

bauchigen Kachina-Figuren, deren Faszinationskraft im fetischartigen Ausdruck und im phantasievollen Design liegen, tragen runde Augen und längliche Auswüchse, sind transparent oder farbig, geringelt oder glänzend schwarz. Ganz anders die knapp 20 Glaskulpturen, die Ettore Sottsass zwischen 1999 und 2005 für das Millennium House in Doha entwarf: Die graziosen Skulpturen aus durchsichtigen Farbglasröhren, Plättchen, Stangen und Kuben, montiert auf Marmorsockel, zeigen sein Vergnügen am Spiel mit Form und Farbe, mit Gleichgewicht und Material. Für Sottsass war Glas „geheimnisvoll, transparent und zerbrechlich zugleich“.

Auch die Keramik reizte den Designkünstler jahrzehntlang. Die Ausstellung zu den Keramikarbeiten zwischen 1957 und 1970 lässt sich im ehemaligen Showroom von Olivetti – für die Firma hatte Sottsass bis in die achtziger Jahre entworfen – in den Prokuratien an der Piazza San Marco besichtigen. 1957 hatte sein venezianischer Architektenkollege Carlo Scarpa das Innendesign für die etwas düsteren Räume des „Negozio Olivetti“ entworfen. Erst vor einigen Jahren wurden sie restauriert, und der Mosaikboden leuchtet mit vier verschiedenen Farbbereichen um das zentrale Element der wie im Raum schwebenden Treppe in hellem Marmor.

Der Ausstellungstitel „Dialogo“ verweist auf ein ästhetisches Zwiegespräch der beiden Architekten, die der Kurator, der Architekt Charles Zana, inszeniert hat. Die Vasen aus der Serie „Ceramiche delle Tenebre“, die Skulpturen mit ihren aufeinandergetürmten Form- und Farbelementen oder die Teller der Serie „Ceramiche de Shiva“ mit Kreisen, Punkten und Farbfeldern – sie sind für diese Räume wie geschaffen.

„Ettore Sottsass: The Glass“: Le Stanze del Vetro, Insel San Giorgio Maggiore, Venedig, bis zum 30. Juli.
„Dialogo“: Neozio Olivetti, Piazza San Marco 101, Venedig, bis zum 20. August

FOTOS: ENRICO FORRESE, FRANCESCO ALLEGRETTO, JENILLO FLORES-CORRIS



PREMIUM SONNENSCHIRME

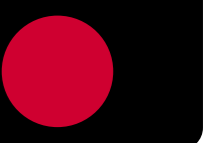
Wir bieten stilvolle Lösungen für jedes Wetter.

Entdecken Sie unsere Produktvielfalt auf www.knirps.com

Pendelschirm 340

Ausgezeichnet mit A'Design Award. Erhältlich in 4 Farben.

Knirps





Capri in der Sonne: Der RS 2600 bringt Farbe in den Schwarzwald.

IN DER ZEITMASCHINE

Der Ford Capri RS 2600 von 1971 macht viel Krach. Eine Oldtimer-Rallye mit Christian Geistdörfer, dem besten Beifahrer der Welt, ist nicht nur deswegen ein Knaller. *Von Boris Schmidt*

Noch nie war das alte Auto so jung wie heute. Das Interesse am Blech von gestern wächst ständig. Viele wissen nicht, wohin mit ihrem Geld, und erhoffen sich vom neuen Schatz auf vier Rädern eine veritable Wertsteigerung. Doch der wahre Oldtimer-Freund hat andere Beweggründe. Er liebt einfach die alte Technik, die anderen Formen aus vergangenen Zeiten, das unmittelbare Fahren ohne die elektrischen und elektronischen Helfer des 21. Jahrhunderts. Und jeder Oldtimer bringt als Zeitmaschine die Vergangenheit zurück. Es ist fast so, als säße man in seinem alten Wohnzimmer.

Unser Wohnzimmer ist für ein Wochenende ein Ford Capri RS 2600 von 1971 im Renn-Trimm. Knallorange mit dicken Zusatzscheinwerfern, einem spartanischen Innenraum ohne dämmende Verkleidungen und Rückbank, dafür aber mit Überrollbügel, Notaus-Schalter zwischen den Sitzen, dickem Feuerlöscher und zwei Schalensitzen mit Hosenträgergurten. Außer dem herkömmlichen Cockpit hat der Ford noch drei Rundinstrumente (Voltmeter, Öldruck, Öltemperatur) und eine Batterie Schalter in der zusätzlichen Mittelkonsole. Ein Startknopf, heute hypermodern, und daneben heißt es „Benzin“, „Zündung“, „Lüfter“.

Darunter nochmal zwölf Knöpfe: „Pumpe 1“, „Pumpe 2“, „Stand R“, „Licht“ und so weiter. Ein Gruppe-2-Auto der damaligen Zeit eben. Der 2,6-Liter-V6-Motor von Ford ist auf 2,8 Liter aufgebohrt, die Maschine leistet 235 PS. Mit solch einem Capri hat Walter Röhrl 1972 seine Karriere begonnen. Den Wagen übernahm dann das Team Jägermeister, lackierte ihn um auf die Team-Farbe Orange. Eckhard Schimpf fuhr damit 1973 die Rallye Monte Carlo. Allerdings ist unser Capri nicht das Original-Auto, sondern eine identische Replika. Tatsächlich echt sind die Schilder der 73er-Monte-Carlo-Rallye.

Den eher kleinen Kofferraum belegen ein Reserverad, die Starter-Batterie und

der Tank. Alles ist fest verschraubt. Der Original-Tank ist ausgebaut, die Renn-Auspuffanlage machte Arbeiten am Unterboden notwendig, der Boden im Fond ist erhöht. Und wir hatten uns schon gefragt, wie bei so wenig Platz da hinten noch jemand sitzen sollte. Der Füllstand des Tanks ist nur hinten im Kofferraum an einem Fallröhrchen abzulesen, die Tankuhr in den Armaturen ist tot. Während der Rallye müssen wir mittags nachfüllen, der Verbrauch dürfte so bei 25 bis 30 Litern auf 100 Kilometern liegen. Und der Tank fasst nur rund 40 Liter.

Wir fahren mit dem Capri die „Paul Pietsch Classic“, die gut 570 Kilometer über Straßen und Sträßchen im Schwarzwald führt. Paul Pietsch (1911 bis 2012) war Rennfahrer und Verleger. Zu seinem 100. Geburtstag wurde die Rallye vor sechs Jahren ins Leben gerufen. Unser Beifahrer ist kein Geringerer als Christian Geistdörfer, der als Copilot von Walter Röhrl zwei Mal Rallye-Weltmeister war und zusammen mit Röhrl vier Mal – davon drei Mal nacheinander – die berühmteste und vielleicht wichtigste Rallye der Welt, die von Monte Carlo, gewonnen hat. Und das mit vier verschiedenen Mar-



Christian Geistdörfer, 64 Jahre alt, ist nicht nur ein guter Copilot – die Fahrt wird es zeigen.

ken: Fiat, Opel, Lancia und Audi. Das ist bis heute einmalig.

„Ich bin der Christian!“ Dann kann's ja losgehen. Doch zunächst werfen die vielen Knöpfe Fragen auf. „Die tun nichts zur Sache. Die unteren sind nur Sicherungen. Zündung und Benzin können wir gezogen lassen, den Lüfter brauchen wir vielleicht im Stau.“ Und der Drehknopf an der Handbremse? „Den brauchen wir auch nicht.“ Damit könne man die Bremskraft zwischen der Vorder- und der Hinterachse variieren, je nachdem, ob man auf Schotter oder Asphalt fährt. Geistdörfer stellt mit dem Notaus-Schalter den Wagen scharf. Also Startknopf, und der Capri brüllt los. Laut, wirklich laut, wie ein Rennwagen eben. Später fragen viele, ob nicht ein Achtzylinder unter der Haube sei. Ist es nicht. Wir gehören zum Team der Autostadt in Wolfsburg, die zwar den Fokus auf den VW-Konzern hat, in ihrem Automuseum „Zeithaus“ aber durchaus Raum und Platz für andere Marken und Hersteller hat. Der Capri ist das einzige Nicht-VW-Auto in dem Zehner-Team.

Mit Nummer 10 sind wir im Hunderter-Feld gleich dran. Wir fahren die ersten Meter. Überraschung: Der Capri kuppelt sich ganz leicht, wie ein Allerweltswagen. Aber der Lärm! Das Renngetriebe ist direkt verzahnt, es macht so einen Krach, dass es gar den Motor übertönt. Nur im vierten Gang, bei einer Übersetzung von 1:1, herrscht einigermaßen Ruhe. Schnell stellen wir fest, dass der Capri viel zu kurz übersetzt ist, also doch nicht ganz detailgetreu. „So hätten wir keine Rallye gewinnen können“, sagt Geistdörfer. Unter ohrenbetäubendem Lärm fährt die Replika höchstens 120 Kilometer in der Stunde. Wir können das Tempo nur abschätzen, weil der Tacho wegen der geänderten Übersetzung viel zu viel anzeigt. Die kleine Meilen-Skala kommt aber ungefähr hin.

Bei den allermeisten Oldtimer-Rallyes geht es ohnehin ums gleichmäßige, nicht

schnelle Fahren. Ja, es gibt Sollzeiten auf den verschiedenen Etappen, aber die verpasst man eigentlich nur, wenn man eine Panne hat oder sich verfährt. Die Roadbooks bei den von der Motorpresse Stuttgart veranstalteten Fahrten – außer der „Paul-Pietsch-Classic“ gibt es noch die „Silvretta“ und die „Sachsen-Classic“ – sind aber immer fast perfekt. Und wenn Geistdörfer, der für viele als bester Beifahrer der Welt gilt, das Sagen hat, kann sowieso nichts schief gehen.

Die Sieger werden wie auf einer Tempo-Rallye bei den Wertungsprüfungen (WP) gekürt. 13 gab es bei der „Paul Pietsch“, so wunderbare Aufgaben wie 200 Meter in 28 Sekunden oder 30 Meter rückwärts in 15 Sekunden. Wer das genau trifft, hat die WP gewonnen. Gemessen wird mit Schlauch oder Lichtschranke. Der Beifahrer zählt die Zeit herunter. Vor allem bei Prüfungen, die ineinander verschachtelt sind, ist das anspruchsvoll, wenn es gilt, mit zwei Stoppuhren zu hantieren. Nach dem ersten Tag sind wir 41. Der Beifahrer ist anderes gewohnt. Immerhin gelingt einmal in einer WP ein achter Platz. Am zweiten Tag nachmittags wechseln wir. Geistdörfer zeigt dem Rallye-Novizen sofort, dass er auch ein hervorragender Fahrer ist. Mit ihm am Steuer gelangen ein zweiter und ein fünfter Platz in den Einzelprüfungen. Es reicht dennoch am Ende nur für Rang 40.

Der Rallye-Weltmeister nimmt es mit Humor. Er habe in seinem Leben schon genug gewonnen und fahre hier nur zum Spaß mit. Zwar gibt es auf diesen Rallyes immer Ehrgeizlinge, die alles bierernst nehmen – wir haben sogar am Vortag ein Team mit eigenen Lichtschranken auf einem großen Parkplatz trainieren sehen. Doch die Freude am Oldtimer steht im Vordergrund. Christian Geistdörfer ist übrigens selbst ein Fan. Der Original-Capri, mit dem Röhrl 1972 fuhr, ist in seinem Besitz. Er ist aber nicht orange, sondern wieder blau.

FOTOS: MATTHIAS LEITZKE

Haarduft ist sommers leichter als Parfum. Dieser von Oribe riecht nach Côte d'Azur.

After-Sun-Öl braucht niemand, der den ganzen Tag am Schreibtisch sitzt. Es sei denn, es handelt sich um das von Clarins mit Shimmer-Partikeln.

Den Urlaubern, die jetzt heimkehren, fehlen die dunklen Ringe unter den Augen. Zaubert der Concealer von Und Gretel auch weg.

Nach einem Tag am Meer sind die Haare griffiger. Das Surf-Spray von Bumble and bumble kümmert sich darum zu Hause.

Der Santorin-Blick auf dem Duschgel von Korres tut an einem Novembermorgen gut, kann aber auch im Juli nicht schaden.

Dieser Lippenstift in Fuchsia von Lipstick Queen trägt den schönsten Namen überhaupt: Endless Summer.

Der Bronzer-Stick von Wander Beauty liegt im Koffer sicher. Und wird im Badezimmer zum guten Freund.

Jil Sanders Sun ist eine Option, Bobbi Browns Beach die andere für einen alltäglichen Sommerduft.

In schweren Momenten muss es der Selbstbräuner sein, zum Beispiel der vom Tanning-Profis James Read.

Toll, wenn man gerade Ferien hatte. Die Gesichtszüge sind entspannt, der Teint gebräunt. Aber was, wenn man nicht in den Sommer fährt? Mit diesen Produkten ist man wie weggewesen.

Illustrationen Jan-Hendrik Holst

LOOKS LIKE SOMMER

„SMALLTALK? NACHRICHTEN!“



Jedes Kind kennt sie, und immer mehr Erwachsene kennen sie auch. Denn **Jennifer Sieglar** ist seit fünf Jahren eine der Moderatorinnen der Nachrichtensendung „logo!“ bei „KiKA“. Um 19.50 Uhr erklärt sie die großen Themen – und zwar so verständlich, lebensnah und trotz allem positiv, dass auch die Eltern zuschauen. Die Vierunddreißigjährige lebt in Frankfurt und ist auch beim Hessischen Rundfunk im Einsatz. Mit ihrem „logo!“-Kollegen und Lebensgefährten Tim Schreder hat sie das Buch „Ich versteh die Welt nicht mehr – Die wichtigsten Nachrichten verständlich erklärt“ geschrieben, das im September erscheint. Auch für Erwachsene.

Von Montag an bespielt Jennifer Sieglar unseren Instagram-Account: [@fazmagazin](#)

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich trinke nur einen Kaffee aus einer Siebträger-Kaffeemaschine, nicht mit Kapseln. Mit Milch, ohne Zucker. Weil ich bis abends arbeite und also auch spät esse, brauche ich morgens nicht mehr.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Oft auf Reisen, weil man da mal was Neues sieht. Oder in kleineren Boutiquen. In Frankfurt gerne auch bei Pfüller, wegen der großen Auswahl.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Ja, sehr, ich gebe es zu. Man hat sich etwas Gutes getan, fühlt sich darin schön, dann geht es einem besser.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein Mantel von Acne Studios, den ich mir vor acht Jahren gekauft habe: dunkelblau, maskulin, mit Schulterklappen. Ich werde jeden Winter darauf angesprochen. Er wirkt dauernd so, als wäre er aus der neuesten Kollektion.

Was war Ihre größte Modesünde?

Ich hatte Skaterschuhe mit *fat laces*, also dicken Schnürsenkeln. Und ich trug damals zwei verschiedene Chucks.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Ja, sehr gern.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Ja. Auf Instagram folge ich vielen Frauen, die ich cool finde, zum Beispiel der Dänin Pernille Teisbæk.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Nein, da bin ich unbegabt. Ich kann nicht mal drei Kerzenständer so auf den Tisch stellen, dass es gut aussieht.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ja, ich habe eins von meiner Oma geschenkt bekommen, von Hutschenreuther, mit Blümchenmuster. Sie hat sich damals in den fünfziger Jahren sogar dafür verschuldet.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Ich mache ein sehr gutes Risotto. Aber mein Lieblingsgericht: Grüne Soße mit Schnitzel. Schließlich bin ich eine echte Frankfurterin, in Höchst geboren.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich habe den „Spiegel“ abonniert. Und in der Redaktion lese ich viele Zeitungen von der F.A.Z. bis zur „taz“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Da ich beruflich viel Aktuelles lese, bin ich privat gerne auf Instagram unterwegs und folge Landschafts- und Naturfotografen wie Alex Strohl. Oder zum Beispiel Nadia Meli aus Brighton. Wegen ihrer tollen Bilder will ich unbedingt mal nach Brighton.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Zum Geburtstag meines Freundes habe ich ihm einen langen Brief geschrieben.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Benedict Wells: „Vom Ende der Einsamkeit“. Es geht um drei Geschwister, die ihre Eltern bei einem Unfall ver-

lieren und unterschiedlich mit dem Verlust umgehen. Es ist spannend, wie verschiedene Leser dieses Buch sehen.

Ihre Lieblingsvornamen?

Wahrscheinlich Annemarie. Das ist aus Familientradition mein zweiter Vorname. Wenn ich mal eine Tochter bekäme, würde ich sie so nennen.

Ihr Lieblingsfilm?

„Garden State“, auch wegen des grandiosen Soundtracks.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit. Ich bin in Bad Soden am Taunus groß geworden, und da ging mit 18 Jahren ohne Auto nichts. Für die Stadt habe ich aber jetzt immerhin ein Fahrrad.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja, immer meine Rolex Perpetual Datejust von 1974.

Tragen Sie Schmuck?

Nur drei Eternity-Ringe an einem Finger: Einen habe ich von meiner Familie bekommen, einen habe ich mir zur Scheidung gekauft, und einen hat mir mein Freund geschenkt.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ja. Schon seit Jahren ist das „Tobacco Vanille“ von Tom Ford. Bei Männern kommt mehr der Tabakduft durch, bei Frauen Vanille. Darauf werde ich viel angesprochen.

Was ist Ihr größtes Talent?

Komplizierte Dinge in einfachen Worten erklären.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ich bin besserwisserisch. Ich muss mich jeden Tag in Redaktionskonferenzen behaupten, und das färbt ein bisschen auf mein Privatleben ab.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Kleine Freuden können mir Hundebesitzer bereiten, wenn sie mich ihren Hund streicheln lassen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Alles, was mit aktuellen Nachrichten zu tun hat.

Sind Sie abergläubisch?

Unsere ganze Familie. Wenn einer von uns fliegt, müssen die anderen ihn anrufen und sagen: „Sag dem Flugzeug-fuzzi, er soll anständig fliegen.“ Wir haben auch eine Whatsapp-Gruppe. Da kann es schon mal passieren, dass jemand um sechs Uhr morgens schreibt: „Ist schon jemand wach? Ich brauche den Spruch!“

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Zur Präsidentenwahl war ich im Herbst in Washington. Danach habe ich mit meinem Freund einen Road-Trip gemacht durch Städte wie Wilmington, Savannah oder Charleston. Generell gefallen mir Road-Trips, weil man so viel mitbekommt. Gerade waren wir in Norditalien.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Wir wollen nach Südafrika.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser und Wein.

Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



Bringen Sie Ihre Smartphone-Fotos an die Wand!

Ihre besten Fotos unter Acryl, gerahmt, als Abzug. Made in Germany, vom 90x Testsieger. Hochladen und Wunschformat festlegen – bei uns sind sogar Formate bis 120 cm x 90 cm möglich.

[WhiteWall.de](#)
Stores in Berlin / Düsseldorf / Hamburg / Köln / München

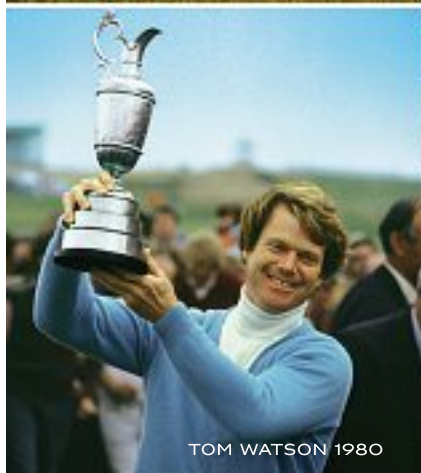
 **WHITE WALL**



ROYAL BIRKDALE, 12. LOCH



PHIL MICKELSON 2013



TOM WATSON 1980



ARNOLD PALMER 1961



ROYAL BIRKDALE, CLUBHAUS

WENN TRADITIONEN
CHAMPIONS
HERVORBRINGEN,
WURDE GESCHICHTE
GESCHRIEBEN.

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin.
Sie hat legendäre Champions
und die anspruchsvollsten
Plätze im Golfsport erlebt.
An den Handgelenken derer,
die die Traditionen des ältesten
Golfturniers der Welt in Ehren
halten: der Open Championship.
Sie zählt nicht nur die Zeit.
Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II
IN 18 KARAT WEISSGOLD



THE OPEN CHAMPIONSHIP
ROYAL BIRKDALE GOLF CLUB
ENGLAND
20. BIS 23. JULI 2017

